

ANSTÖSSE

BERICHTE AUS DER ARBEIT DER EVANGELISCHEN AKADEMIE HOFGEISMAR

Nr. 6

Dezember 1959

RILKE NACH DREISSIG JAHREN

Von Dr. Hans Egon Holthusen

Als Rilke am 29. Dezember 1926 im Alter von 51 Jahren starb, da konnte die Frage, welchen Ranges er gewesen sei, nur erst für einen sehr beschränkten Personenkreis interessant sein. Das Werk der letzten anderthalb Jahrzehnte seines Lebens, vor allem die lyrische Produktion seit 1912, war nur wenig bekannt, in seiner Bedeutung kaum begriffen und zum großen Teil noch nicht einmal veröffentlicht. Die „Duineser Elegien“ und die „Sonette an Orpheus“ galten als dunkel und beinahe unzulänglich, ihr Aussehen hatte sich über den esoterischen Ruhm eines kostbaren Privatdrucks für ein paar Erleuchtete kaum noch erhoben. Rilke war für eine mäßig zahlreiche Leserschaft vor allem der Verfasser des „Stundenbuchs“ und der „Geschichten vom lieben Gott“, er galt als ein Dichter der „neuromantischen Schule“, als ein zarter, überäugiger Spätling und als Beichtvater einer modern verfeinerten Innerlichkeit. Die beiden Meisterwerke seiner mittleren Zeit, die „Neuen Gedichte“ von 1907 und 1908 und die „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“, hatten sich in engen Grenzen durchgesetzt, aber zu einer hohen Auflage gebracht hatte es nur die „Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke“, eine sentimentale Jugendarbeit, die ihr Autor selbst im reifen Alter nur mit Widerwillen betrachtete.

Schon damals gab es Nachahmer und Nachempfänger, es hatte sich schon erwiesen, daß kein anderer Dichter des expressionistischen Zeitalters einen so suggestiven und verführerischen Ton gefunden hatte wie dieser; aber erst nach seinem Tode ging seine Wirkung recht eigentlich in die Breite einer großen Leserschaft und in die Tiefe der sprachgeschichtlichen Entwicklung und sehr bald auch über die Grenzen der deutschsprechenden Länder hinaus. Das Werk, das erst jetzt allmählich in seinem vollen Umfang sichtbar wurde, eroberte sich innerhalb etwa eines Jahrzehnts nicht nur die literarische, sondern auch die wissenschaftliche Öffentlichkeit Deutschlands und erzielte einen Publikumserfolg wie kein anderes lyrisches Oeuvre seit Heine. Die kritische und literarhistorische Rilke-Literatur, deren Geschichte sich bis zur Jahrhundertwende zurückverfolgen läßt, erreichte um die Mitte der dreißiger Jahre eine fast schwindelerregende Frequenz und überflutete die Zeitschriften, Bibliotheken und Seminare mit Aufsätzen, Monographien, Erinnerungsbüchern und Dissertationen. Es hagelte Spezialuntersuchungen über die Elegien und die Sonette, es war also vor allem das Spätwerk, das jetzt das Interesse beherrschte. Es war diejenige Stilphase, deren früheste Anfänge um 1910 zu datieren sind: damals war Rilke in München mit dem jungen Norbert von Hellingrath, dem Entdecker des

späten Hölderlin, zusammengetroffen, und das, was er durch ihn von den großen Hymnen und Fragmenten dieses Dichters kennenlernte, hatte in seinem Innern Epoche gemacht. Es war jene Entwicklungsstufe, auf der die strömende und reimselige Geschmeidigkeit des Stundenbuches und noch der Neuen Gedichte einer schweren, reimlos-plastischen Diktion hatte weichen müssen und der Rilkesche Vers sich auf das Wagnis der „rauhem Fügung“ eingelassen und das Gesetz der hymnisch-elegischen Langzeile auf sich genommen hatte. Man begriff jetzt endlich, daß es sich nicht oder nicht nur um einen präziösen Nuancenjäger und Seelenseraph handelte, sondern um einen kühnen Neuerer der poetischen Rede, um einen lyrischen Revolutionär, der die Sprache des deutschen Gedichts nicht nur erweicht, verflüssigt, verinnerlicht, sondern auch in einem vor ihm unvorstellbaren Grade gehärtet, präzisiert und intellektualisiert hatte, also um einen bedeutenden, einen unvergleichlichen, wenn nicht „großen“ Dichter.

Die Rilke-Nachfolge der dichtenden Jugend nahm damals, in den dreißiger Jahren, geradezu epidemische Ausmaße an. Der Dichter der Duineser Elegien schien als beinahe einzig maßgebender Stifter eines neuen lyrischen Sprachgebrauchs für Deutschland die gleiche Bedeutung zu besitzen wie etwa T. S. Eliot für England und Amerika: so wie dieser mit dem „Wüsten Land“ eine Magna Charta der modernen Poesie erlassen hatte (die noch heute anerkannt wird), so jener mit den „Duineser Elegien“. Rilke mußte um so stärker in den Vordergrund rücken, als ja viele andere Quellen der neueren Überlieferung durch den Kulturterror des Hitler-Regimes gewaltsam verstopft waren. Er war einer der wenigen Repräsentanten der expressionistischen Ära, die geduldet wurden, aber er war auch, wie kaum ein anderer zeitgenössischer Autor, die Erlösung von der Barbarei des offiziellen Literaturbetriebes. Sein Wort hatte den großen, freien Atem weltgültiger Dichtung, es war unpolitisch, überprovinziell, es stand für die Souveränität des fühlenden Menschen und die Unabhängigkeit eines gesteigerten, über den propagandistisch gesteuerten Literaturramsch jener Tage weit erhabenen Bewußtseins. So fand man im Gepäck der Jugend des zweiten Weltkrieges mehr Rilke als Goethe und Hölderlin, und in gehobenen Nazi-Blättern las man Gedichte von jungen Kampffliegern, die ihre Erlebnisse im Tonfall des Elegikers von Duino und Muzot darzustellen versuchten. Doch ist es kaum einem von den Epigonen der zwanziger, dreißiger und vierziger Jahre gelungen, aus seiner Rilke-Begeisterung ein eigenständiges dichterisches Muster herauszubilden. Man hat also kaum ein Recht, im strengen Sinne von einer „Rilke-Schule“ zu sprechen. Rilkes sprachliche Errungenschaften sind vielmehr auf deutschem Sprachgebiet in einem ganz erstaunlichen Grade allgemein und objektiv verfügbar geworden, so daß man sie heute, wenn man nicht allzu schwerhörig oder voreingenommen ist, in ganz verschiedenen Lagern der zeitgenössischen Lyrik wiederfinden kann, bei den Naturlyrikern so gut wie bei ihren Gegenspielern, den „spirituell“ oder intellektualistisch gestimmten, den geschichtlich und zeitkritisch interessierten Dichtern und ebenso bei den surrealistisch getönten Experimenten der Jüngsten. Um nur ein einziges Beispiel zu nennen: Karl Krolow, einer der erfolgreichsten, experimentierfreudigsten und bedeutendsten Repräsentanten der mittleren Generation von heute. Er gilt als Lehmann-Schüler, könnte aber auch ebensogut als Rilke-Schüler bezeichnet werden; denn alles, was am Dinggedicht Rilkes zu lernen war, hat er sich schon in früheren Jahren zu eigen gemacht, um es mit beinahe systematischer Konsequenz auf seine völlig unrilkische, damals ausgesprochen naturlyrische Thematik — die „erbitterte Idylle“! — anzuwenden.

Sehr viel deutlichere und persönlichere Schülerverhältnisse zu Rilke lassen sich in fremden Literaturen nachweisen, besonders in England und Amerika. Nachhaltig und formbestimmend war der Einfluß dieses Dichters vornehmlich auf die englische Jugend der dreißiger Jahre, der sogenannten „pink decade“, des im politischen Sinne „rötlichen“ Jahrzehnts. Stephen Spender zum Beispiel, der mit J. B. Leishman zusammen eine der fünf englischen Übersetzungen der

„Duineser Elegien“ besorgte (1936), fand sich vollauf disponiert, ein spätrilkesches Element in seinen Vers aufzunehmen, ein Element von reizvoller Fremdartigkeit, auf das man doch auch wieder von langer Hand vorbereitet war, denn in England ist ja das intellektualistische oder „metaphysische“ Gedicht, so gut wie das Lehr- und Gedankengedicht, durch alte, feste Traditionen legitimiert und ruft nicht jene beklagenswerte Begriffsstutzigkeit hervor, die bei vielen deutschen Kritikern der Gegenwart zu beobachten ist. Auch Spenders Jugendfreund, Wystan Hugh Auden, heute 52 Jahre alt und von vielen Kritikern für das bedeutendste lyrische Talent seiner Generation gehalten, hat Rilkes Einfluß in sich aufgenommen und seinem Vorbild mit Leidenschaft nachgeeifert: ganze Scharen seiner in den dreißiger und den frühen vierziger Jahren entstandenen Arbeiten, vielfach in Sonettform abgefaßt, lesen sich beinahe wie kongeniale Übersetzungen aus Rilkes Neuen Gedichten. Ein dritter Name, der in diesem Zusammenhang nicht fehlen darf, ist der des jungen und früh berühmt gewordenen Sidney Keyes, der als Soldat an der nordafrikanischen Front im Kampf mit Rommels Truppen schwer verwundet wurde und in einem deutschen Gefangenenlager in Tunis am 29. April 1943 starb. Er stellte Rilke als einen modernen Mythenschöpfer unmittelbar neben Yeats und weit über Eliot und hat versucht, in seinem Elegienzyklus „The Foreign Gate“ (1942) dem Spätstil des deutschen Dichters nahezukommen.

Die jüngste Phase der Wirkungsgeschichte des Rilkeschen Werkes, also die Situation der fünfziger Jahre, ist dadurch gekennzeichnet, das sein außerordentlicher Rang in allen Ländern der freien Welt unangefochten, sein Ruhm über allen Zweifel erhaben ist, während es sich in den deutschsprechenden Ländern gegen eine starke Strömung von teils ernsthafter, teils vulgärer und gemeinplätziger Gegnerschaft zu behaupten hat und vor allem von vielen Kritikern der jungen Generation für abgeschmackt und „überwunden“ gehalten wird. Im Urteil der gebildeten Weltöffentlichkeit gilt Rilke heute neben Kafka und Thomas Mann als das dritte epochemachende Ereignis in der deutschen Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts. Ähnlich wie Heine, Wagner, Nietzsche und der Verfasser des „Zauberbergs“ könnte er in jene besondere Reihe deutscher Größen der neueren Geistesgeschichte gehören, die, im Innern des Landes umstritten und vielfach abgelehnt, sich nach außen hin als überaus repräsentationsfähig erwiesen haben. Das Schicksal einer erlauchten Unübersetzbarkeit, das über manchen großen, ja gewissermaßen auch über den größten Dichter unserer Sprache verhängt ist, auf Rilke scheint es nicht zuzutreffen. Sein Gedicht hat internationalen Kurswert, sein Einfluß ist gewaltig. Ganze Heere von Übersetzern und Kommentatoren sind damit beschäftigt, sein Werk in den entlegensten Sprachen vorzustellen und auszulegen. Die Unzahl der Veröffentlichungen über ihn ist kaum noch zu übersehen und vielleicht nur noch mit dem legendären Umfang der Picasso-Literatur zu vergleichen.

Auch die innerdeutsche Rilke-Diskussion, die während der späteren Kriegsjahre naturgemäß fast ganz verstummt war, setzte nach 1945 mit erstaunlicher Lebhaftigkeit wieder ein. Es erschienen neue, dickleibige Biographien und Monographien von Bassermann, Angelloz, Else Buddeberg und anderen, es erschien eine saubere biographische Studie über „René Rilkes Prager Jahre“ von dem jungen Literaturhistoriker Peter Demetz, die durch ihre „neopositivistische“ Nüchternheit und ihre soziologisch interessierte Methode besonderes Interesse erweckte (1953). Die Psychoanalyse meldete sich in einem umfangreichen Opus von Erich Simenauer zu Wort — „R. M. Rilke — Legende und Mythos“ (1953) — und verrichtete, was ihres Amtes ist, ohne doch die Sphäre der Wortwendung des objektiven Geistes antasten zu wollen. Gleichzeitig bemächtigte sich die heideggerisch orientierte Existenzphilosophie des Gegenstandes und eröffnete eine neue Phase der Interpretation. Heidegger selbst widmete Rilke eine seiner bohrenden, sich ganz in der Bewegung des Denkens erfüllenden philosophischen Operationen und

deutete ihn, wie einst Hölderlin, als eine dichterische Stimme des geschichtlich sich offenbaren-
den Seins (1950).

Indessen hatte sich eine neue Generation junger Lyriker und Kritiker, die erst nach dem Kriege zu sich selbst erwacht waren, mit einer fast erbitterten Entschiedenheit von Rilke entfernt. Im Zuge eines allgemeinen Revisions- und Rehabilitierungsprozesses waren andere Größen der expressionistischen Ära zu neuen Ehren gekommen: Dichter wie Trakl, Heym, Else Lasker-Schüler wurden gegen Rilke ausgespielt und vielfach über ihn erhoben. Vor allem aber hatte Gottfried Benn, der letzte Überlebende einer Generation von bahnbrechenden Revolutionären der poetischen Sprache, Benn, der nach jahrelangen Schreibverböten im Jahre 1949 vom Ausland her wieder in die deutsche Öffentlichkeit zurückkehrte und nicht ohne Gewalt-samkeit die „Phase II“ des Expressionismus verkündete, er hatte die Jugend für sich gewinnen können. Es ist dies nicht die Stunde, im einzelnen die Gründe zu untersuchen, weshalb Benn erst im siebenten, freilich überaus produktiven Jahrzehnt seines Lebens den Höhepunkt seines Erfolges erlebte und weshalb ein so großer Teil der jungen Intelligenz der Botschaft seines grimmigen Kulturpessimismus, der melancholischen Süße seines europäischen Schwanengesangs bis zur Hörigkeit verfiel. Tatsache ist, daß Benn Mode wurde und daß zu Anfang der fünfziger Jahre unzählige lyrische Dilettanten in seinem Stil zu schreiben versuchten, gleichwie man 1935 seine Gefühle und Einsichten im Rilke-Ton zu Papier gebracht hat. Benns Essay über „Probleme der Lyrik“ aus dem Jahre 1951 wurde zur „ars poetica“ der jungen Leute. Der Dichter als Artist: das war jetzt Trumpf, der Dichter als der „Mann in der blauen Schürze“ (Fabri), der Alchimist im Laboratorium der Sprache, Edgar Allan Poe und seine Theorie von der berechnenden Herstellung poetischer Effekte wurden wieder reichlich zitiert. Jene Seite der symbolistischen Tradition, die, in Valéry gipfelnd, die Rolle des souverän schaltenden und raffiniert kalkulierenden-dichterischen Bewußtseins betonte, wurde kräftig aufgewertet, und Rilke als der Prototyp eines Dichtertums, das sich auf große, rauschhafte Inspirationen beruft, Rilke als der Mann, der Vokabeln wie „unsäglich“ und „unendlich“ in den Mund nahm, wurde beinahe mit Verachtung gestraft. So beispielsweise in einer Sammlung von Werkstattberichten junger Lyriker, die 1955 unter dem etwas blutrünstigen Titel „Mein Gedicht ist mein Messer“ von Hans Bender herausgegeben in Heidelberg erschien.

Eine andere Gegenströmung gegen Rilke hat ihren Ursprung in einer neuerwachten Begeisterung für ein einfältig frommes, liedhaft blühendes Singen auf Seiten der modernen Germanistik. Die seit Kommerell im Schwange befindliche Methode der „reinen“ Interpretation richtet sich mit Vorliebe auf das, was man die „reine“ oder „echte“ Lyrik nennt, das Naiv-Sinnliche, das Träumerische und Treuherzig-Bildhafte — bis hinauf zur absoluten Musik von „Über allen Gipfeln“. Matthias Claudius und Eichendorff, Mörike und der liedhafte Goethe sind die bevorzugten Gegenstände der Forschung. Es handelt sich um eine wissenschaftliche und liebhaberische Stimmung, die ihre Zeit gehabt haben wird wie jede andere; der Schweizer Literaturhistoriker Emil Staiger hat sie einmal, in seinen „Grundbegriffen der Poetik“ scharf und ein wenig herausfordernd charakterisiert, wenn er behauptet, daß lyrische Dichtung, „um es kurz zu sagen, zwar seelenvoll, aber geistlos“ sei. Sie hat die Empfänglichkeit für bestimmte Möglichkeiten des dichterischen Ausdrucks gesteigert und andere dafür in den Schatten gerückt. Gewaltige Schätze lyrischer Weltliteratur werden durch sie stillschweigend abgekanzelt: alle rhetorische Poesie, alle politische und prophetische Lyrik, nicht nur Horaz, sondern auch Hölderlin, nicht nur der Shakespeare der Sonette und der intellektualistische, auf geistvolle Sinnspiele versessene Stilwille des Barocks, sondern auch große Teile des Goetheschen Werkes und was nicht alles noch außerdem! Auch das Artistische, versteht sich, auch alles Virtuose und Manieristische, auch Rilke.

So ist das Werk unseres Dichters zwischen zwei Feuer geraten: die eine Seite, die Poe- und Benn-Partei, die Verfechter des poetischen Kalküls verwerfen an ihm die strömende Gefühllichkeit seiner Diktion, alle seine Unsäglich- und Unendlichkeiten, und der berühmte briefliche Bericht über die Vollendung der Elegien ist ihnen ein Greuel. Die andere Seite, die Claudius- und Eichendorff-Partei, verwirft sein sprachliches Raffinement, seine nervös gebrochene Kunst der Nuance, die chromatischen Töne, die chopinhafte Sensibilität. Jeweils wird, was die eine Seite tadelt, von der anderen vermißt. In einem Punkte aber sind beide Parteien sich einig, in ihrer Abneigung gegen das, was sie mit einem nicht sehr glücklichen Begriff das „Weltanschauliche“ nennen. Dieser Ausdruck, ohnehin nicht eine der anziehendsten Schöpfungen des deutschen Sprachgeistes, hat in neuester Zeit, seitdem er von Hitler und den Seinen bis zur Un genießbarkeit mißbraucht worden ist, einen durchaus peinlichen Beigeschmack angenommen und wird heute gerne verwendet, um einen literarischen Gegner herabzusetzen. Was er aber in der rilkefeindlichen Polemik bedeuten soll, ist nirgends mit Sicherheit auszumachen. Wenn er dazu herhalten soll, ein Element von belehrender und handfest vereinfachender Weltauslegung im Sinne einer politischen oder „wissenschaftlichen“ Ideologie zu bezeichnen, so dürfte sich schwerlich ein ungeeigneteres Objekt finden lassen als den Dichter der „Duineser Elegien“, denn niemand stand den ideologischen Umtrieben seiner Zeit ferner als er. Will man aber unter „Weltanschauung“ die Summe alles dessen verstehen, was sich je einer dichterischen Intelligenz im Kampf um den Sinn der Welt und des Daseins an ideenhaft verfügbarer Erkenntnis ergeben hat, so müßte man mit Rilke auch Goethe und Hölderlin, Alkaios und Pindar und fast alle Poesie höheren Ranges verwerfen und würde nur noch das unvermischt Anschauliche und unvermischt Emotionale (etwa an Liebes- und Trinkliedern oder in Naturgedichten) gelten lassen dürfen, das aber eben in chemisch reinem Zustande so gut wie niemals vorkommt.

Aber so weit scheinen die Überlegungen der heutigen Rilke-Gegner nicht zu gehen. „In Rilke hat der formblinde deutsche Hang nach Weltanschauungsdichtung eine erregende Stimme gefunden“: das schreibt einer der belesensten Literaturkritiker der jungen Generation W. Boelich über einen grenzenlos, beinahe übermäßig befähigten Virtuosen der Form, über den größten Formkünstler der neueren deutschen Lyrik. Will er beweisen, daß er, von wütender Antipathie verblindet, in diesem Falle weder gelesen noch verstanden hat? Aber solche Urteile sind zur Zeit an der Tagesordnung. Man bedenkt nicht, daß man sowohl Benn, einen Ideendichter par excellence, als auch den frommen Protestanten Claudius und den inständigen Katholiken Eichendorff „weltanschaulich“ interpretieren könnte, glaubt man einen kritischen Haupttreffer erzielt zu haben, wenn man die Seins- und Lebensdeutung des späten Rilke mit Verachtung straft, indem man sie entweder für kunstfremd oder unlyrisch erklärt oder gar als ein System von Lehrmeinungen wörtlich nimmt, nur weil sie einst einen Haufen unberatener Schwärmer dazu verführt haben mag, an etwas wie eine neue, von Rilke gestiftete „Religion“ des Lebens zu glauben. Kaum jemand scheint noch zu begreifen, daß es sich um einen Zusammenhang von spezifisch dichterischen Ideen handelt, die allein im Gedicht und als dichterische Gestalt ihren Sinn und Ort haben und die sofort ihren Rang, ihre Wesensdichte und Erkenntniskraft einbüßen müssen, wenn man sie aus ihrer poetischen Seinsweise vertreibt.

Aber das ist noch nicht alles. Wenn man die deutsche literarisch-kritische Szenerie der Gegenwart im ganzen betrachtet, so kann man zu dem Schluß kommen, daß Rilke im Stande der Verketterung vielleicht noch mehr Verwirrung gestiftet hat als einst im Stande der Verherrlichung. In der Polemik gegen ihn finden sich die verschiedenartigsten Geister zusammen, die absonderlichsten Allianzen entstehen. Zu den Verehrern des romantischen Liedes und den Anhängern einer „avantgardistischen“ Jazz- und City-Lyrik gesellen sich diejenigen Köpfe, denen alles Lyrische wegen seiner sozialen und politischen Unempfindlichkeit grundsätzlich verdächtig

sein muß. Schon im Jahre 1936 hatte ein damals maßgeblicher Literaturhistoriker in einem Aufsatz über „Rilkes Umschlag und das Erlebnis der Frontgeneration“ die Forderung der kämpfenden Volksgemeinschaft an den Dichter des „Weltinnenraums“ herangetragen. Nach dem Kriege werden ähnliche Argumente im Lager der politischen Linken vorgebracht. Da gibt es das Beispiel eines namhaften Autors der „Gruppe 47“, der sich zu gesellschaftskritischer Aktivität berufen weiß: Rilke ist für ihn der Inbegriff der Verführung zu politischer Apathie, zur „Emigration aus der Geschichte“. „Da eine Kunst, die mit der Gesellschaft zusammenhing, nicht möglich war“, so schreibt er in einer autobiographischen Studie über seine Erlebnisse während der Hitler-Zeit, „so studierte ich die Fassade des Preysing-Palais und die Vokalsetzung in den Sonetten an Orpheus.“ Diese Art von kritischer Logik, wenn auch nicht immer so stark marxistisch gefärbt, ist heute weit verbreitet. Was man, der modischen Geschmacksrichtung ergeben, bei Benn entzückt in Kauf nimmt, nämlich die souveräne Autarkie des „lyrischen Ich“, das ist bei Rilke eine politische Gefahr. Benns melancholisch blühende Zynismen gegen die Welt des Geschichtlichen und Politischen werden bejubelt, weil sie der Stimmung eines geschlagenen, um seinen Staat, sein Geschichtsbild, sein nationales Selbstbewußtsein gebrachten Volkes den denkbar glänzendsten Ausdruck geben; Rilkes politische Enthaltsamkeit wird mit Schärfe verurteilt. So werden ideologische Versatzstücke beliebig verschoben, um abwechselnd Sympathien und Antipathien instinktiver Art zu begründen. Benns lyrisch luxurierender Egoismus ist faszinierend, hochaktuell, geschichtlich aufschlußreich und situationsbestimmend; Rilkes „Narzißmus“ und „Solipsismus“ ist abgeschmackt, eine widerwärtige lyrische Kulisse einer hoffnungslos gestrigen Welt.

Das ganze Lamento erinnert — mutatis mutandis — an die Angriffe der jungdeutschen Literaten, der Börne, Gervinus, Wolfgang Menzel usw. gegen Goethe. Die neuerwachte politische Leidenschaft sah in Goethe einen Ausbund nationaler und sozialer Gesinnungslosigkeit, einen ichbefangenen Schöngeist: er sei, sagte man „so gut weggekommen“, weil die Deutschen, wenn sie ein Leben beurteilen, es „mit der Ästhetik in der Hand“ tun. Sein Werk wurde als eine „Poesie des Egoismus“ geschmäht, seine Wirkung im Publikum als „schädlich, feindselig, tödlich für die heiligsten Interessen der Nation“ verdammt. „Der wesentliche Inhalt seiner Dichtungen“ so schrieb Menzel 1836, „ist seine eigene Selbstvergötterung. Sein Ideal war er selbst, das herzensschwache, genußsüchtige, eitle Glückskind.“ Seine Haltung während der Freiheitskriege, man denke, seine Lobhudelei für Napoleon! Man hatte sich am markig kadenzierten Rhythmus der politischen Donnerrede berauscht — „die heiligsten Interessen der Nation!“ —, und in dieser Verfassung konnte man gegen eine Welt der „ruhigen Bildung“ freilich kaum anders reagieren als mit Abscheu und mußte jeden Sinn für dichterische Größe verlieren. „Alle einzelnen Anhänger Goethes“, so beschloß Menzel damals seine Kritik, „kommen darin überein, die neuere Zeit wegen der in ihr hereinbrechenden Barbarei anzuklagen, weil wir angefangen haben, uns nicht mehr ausschließlich mit Kunst und Theater und dem Herrn von Goethe, sondern auch mit wichtigeren Dingen zu beschäftigen.“ Man muß nur an die Stelle von „Nation“ das Wort „Gesellschaft“ setzen, so hat man annäherungsweise die Argumentation einer höchst couragierten Gruppe heutiger Rilke-Kritiker, die sich „mit wichtigeren Dingen beschäftigen“ wollen als mit den Ängsten des Malte Laurids Brigge und den zarten Bezugssystemen des „Weltinnenraums“.

Es kann nicht mehr die Aufgabe dieser Darstellung sein, Gegenbeweise anzutreten und eine gerechte Würdigung Rilkes mit wenigen Sätzen gleichsam vom Zaune zu brechen. Auch würden solche Beweise denjenigen nicht berühren, der den Dichter nicht mehr liest, weil er ihn nicht mehr „mag“, der ihn nicht mehr „mag“, weil er ihn, von neuen Geschmacksidealen beherrscht oder in bloßen Ressentiments befangen, nicht mehr liest. Jedes Urteil, das „gerechte“

so gut wie das „ungerechte“, lebt in geschichtlicher Zerstreuung, und jeder künstlerische Wert, obwohl ihm philosophischerweise ein objektives Sein zugesprochen werden muß, ist dem ständigen Kulissen- und Belichtungswechsel der Zeitstimmungen ausgesetzt. Kein Wert hat einen logischen Anspruch auf unbedingte und allgemeine Anerkennung, es sei denn derjenige, der „mit der Zeit“ in die Rangordnung der Klassizität eingerückt ist, und auch dieser gilt nur vor dem Horizont des betreffenden Kulturkreises. Was Rilke betrifft, so möge die Frage, welchen Ranges er gewesen ist, für den Augenblick offen bleiben. Was man aber mit Nachdruck behaupten darf, ist dies: daß die Rilke-Kritik neuerdings in einem deprimierenden Grade heruntergekommen ist. Man beschäftigt sich meist nur noch mit den Randfragen, die sich an das eigentliche Phänomen angesetzt haben, so mit der beängstigend wuchernden Briefbandproduktion, mit den Auswüchsen eines fast ganz verflossenen Rilke-Kults, mit den Hagiographien schwärmerischer Frauenzimmer; man amüsiert sich über gewisse Fehlleistungen seiner Ausdruckskraft, die gelegentlichen Abstürze seiner gratwandlerischen Sprachbewegung ins Tickhaft-Groteske, man lästert über sein Privatleben, seinen naiven Snobismus, seine luxuriös-assozielle Existenz als Schoßkind einer aristokratischen Damenwelt. Zum Kern seines Werkes dringt kaum noch einer vor. Eine Rilke-Kritik kann sinnvoll und erhellend sein, solange sie ihren Gegenstand wahrhaft versteht, seine Problematik ernsthaft in die Zange nimmt und durch ihre unterscheidende, abgrenzende und unter Umständen verneinende Leistung auch eine interpretierende Arbeit vollbringt. Wohin sind die Tage der Kaßner, Schröder, Guardini und Fritz Dehn, die jeder von seinem eigentümlichen Standpunkt aus, durch kritischen Widerstand ein besseres Verstehen Rilkes und der durch ihn beschriebenen, wenn nicht erst offenbar gewordenen Situation in Gang zu bringen wußten! Sie liegen zwanzig, sie liegen dreißig Jahre zurück. Was neuerdings geschieht, erschöpft sich meist in kraftloser Polemik und Geschmäckerei. Diese Abwertung einer einst so überschwenglich gefeierten Größe nach Ablauf eines Menschenalters ist freilich nichts Ungewöhnliches: die Geschichte des Urteilens hat, wie die Natur, etwas rüde Vergeudendes, und man soll nicht zimperlich sein. Rilkes kritische Rehabilitation in näherer oder ferner Zukunft ist mehr als wahrscheinlich, sie ist zu erwarten wie das Amen in der Kirche.

*

An der Rilke-Tagung, die vom 11.—13. 9. 1959 in Hofgeismar stattfand, nahmen vornehmlich Germanisten, Lehrer, Studenten und Primaner teil. Auch Gäste aus den USA, Frankreich und Kanada waren anwesend.

Der Dichter und Literarkritiker Dr. Hans Egon Holthausen sprach zu Beginn über das Thema „Rilke nach dreißig Jahren“ (s. oben).

Der Essayist und Dozent an der Niedersächsischen Hochschule für Musik und Theater, P. Hans Jürgen Baden, Hannover, referierte über „Wandlungen des Gottesgedankens bei Rilke“. Er analysierte zunächst die Mystik Rilkes, wie sie im „Stundenbuch“ durchleuchtet. Hier wandelt der Dichter christliche Begriffe um und verwendet sie gleichsam als „Hülsen“, die nun einen neuen „Kern“ bekommen. So trägt Rilke auf seine Weise zur Säkularisierung bei. Sein Gottesgedanke in dieser frühen Periode wurde vom Glauben an einen reifenden Gott, an einen „Werde-Gott“ bestimmt: Das Verhältnis von Schöpfung und Schöpfer wird umgekehrt. Das Gebet wird zum Selbstgespräch, der Vater zum Sohn und der Sohn zum Vater. Später vollzieht Rilke einen radikalen Bruch: In seinem Roman „Malte“ spricht er davon, daß es möglich sei, Gott zu haben, ohne ihn zu gebrauchen. Rilkes eigene Liebesunfähigkeit zeigt sich in der gewagten Deutung des Gleichnisses vom „Verlorenen Sohn“ als einer Legende des Menschen, der nicht geliebt werden wollte. In scharfer Kritik wendet sich

Rilke schließlich gegen die Gestalt des Christus, die er als unnötig und störend empfindet. Die Auseinandersetzung endet mit einem völligen Verzicht auf den Begriff Gottes. Rilke begibt sich konsequent in eine „Diskretion ohne Gott“. Sein Schweigen hat aber einen Januskopf. Negativ gedeutet heißt es: Gott ist tot; positiv verstanden bedeutet es: das Schweigen ist ein Schutzmantel Gottes. Durch dieses Schweigen hindurch wird dann später der Rilke der Elegien zu einem neuen großen religiösen Weltdeuter.

Der Dozent der Universität Zürich, Dr. Beda Allemann, sprach über „Raum und Zeit bei Rilke“. Anhand von vorgelegten Texten deutete er die Konzeption des „Weltinnenraumes“ als ein Ineinander von „Weite“ und „Begrenzung“. Der Raum könne bei Rilke nur in Verbindung mit der Zeit, also mit „temporalen“ Kategorien verstanden werden. Weltinnenraum sei immer ein „erinnerter“ Raum. Rilke betont nicht nur negativ die „abgezählte“ Zeit im Sinne seiner Krankheit, sondern er gewinnt auch ein neues Zeitverständnis durch den Begriff der „vollzähligen“ Zeit. Wörtlich fragte Dr. Allemann: „Wie kommt es zum Vollzähligwerden der Zeit?“ und antwortete dann: 1. durch „Kelterung“, durch Reifung der Vergangenheit („Der Spiegel ist ein Ort, wo die Vergangenheit sich sammelt“) und 2. durch Zukunft („Wie kann das Geringste geschehen, wenn nicht die vollzählige Zeit sich auf uns zubewegt“).

Dr. Hans Egon Holthausen behandelte in einer Sondervorlesung „Die Mythologie der Duineser Elegien“. Dabei sagte er, daß Rilke eine „idiomatische“ Sprache geschaffen habe. Der Referent analysierte zunächst die Grundbegriffe der Elegien, wie Raum, Gefühl, Wirklichkeit, Sein und Schicksal: Der Dichter sei nach Rilke schicksalslos; er solle das Sein besingen („Wir sind die Bienen des Unsichtbaren“). Holthausen ging dann dazu über, die mythischen Leitfiguren des späten Rilke zu deuten: der Held, die jungen Toten, die Liebenden, der Engel und die Engel, und nicht zuletzt einzelne mythische Namen. Endlich untersuchte er die Eigenheiten des „kanonischen“ Sprachgebrauchs, so vor allem die Probleme des Rühmens, Preisens, Lobens und Verwandels: Rilke sage zum Hiesigen ja. In dem Maße als er den Menschen auffordere, sich zur Natur hinzuzuzählen, vernichte er gleichzeitig die Zahl. Die Größe des Verfassers der „Duineser Elegien“ sei nicht zu bezweifeln, freilich habe er zutiefst das nicht verstanden, was der „Logos“ im christlichen Sinne wirklich meine.

Pastor Baden hielt den Gottesdienst, und der Kammermusikkreis Jacobs, Kassel, gab ein Hauskonzert.

Die äußerst lebhafteste Diskussion ging vernehmlich um die Frage nach der Möglichkeit einer „christlichen Dichtung“ und um die Probleme von Raum und Zeit, Schönem und Wahrem, Mythos und Logos. In seinem Schlußwort sagte der Tagungsleiter Dr. Jentsch, der Samt und die Seide in der Sprache des frühen Rilke hätten etwas gelitten und auch ihr Gold sei längst nicht mehr so glänzend. Eine Rilke-Religion und -Schwärmerei sei heute nicht mehr möglich und doch habe der Dichter — wie die Hofgeismarer Tagung gezeigt habe — auch heute noch, nach dreißig Jahren, Entscheidendes zu sagen: Ihm sei es in seltener Weise gegeben, 1. das Menschsein des Menschen an seinen äußersten Grenzen zum Ausdruck zu bringen. 2. Er habe Grundfiguren wie Liebe, Angst, Tod, d. h. Urthemen des heutigen Menschen, in einzigartiger Weise herausgearbeitet. 3. Durch seine „Rühmung der Dinge“ habe er zu einem radikal-sachlichen Verständnis der Wirklichkeit aufgerufen. Endlich 4. habe er durch seine Kritik an der satten Frömmigkeit der Christen unüberhörbar vor „christlichen Kurzschlüssen“ gewarnt. Wenn der Christ auch den Monismus des Dichters nicht mitmachen könne, so sei er doch gerade von ihm neu nach dem Spannungsverhältnis zwischen dem Wort des Dichters und dem Wort Gottes gefragt. Je

PÄDAGOGISCHE PRÄMISSEN

Im Rahmen der verschiedenen Offizierstagungen der Evangelischen Akademie Hofgeismar fand zum erstenmal vom 4.—8. 11. 59 unter dem Thema „Pädagogische Prämissen“ eine regelrechte Studientagung über Erziehungsfragen in der Bundeswehr statt. Sie wurde in Verbindung mit dem Evangelischen Kirchenamt für die Bundeswehr, dem Ministerium und den leitenden Dienststellen in der Bundeswehr, die für die Erziehungsfragen verantwortlich sind, durchgeführt. Die Leitung der Tagung lag in den Händen von Militärdekan von Mutius, Bonn, und Akademiedirektor Dr. Jentsch, Hofgeismar. Unter den Teilnehmern befanden sich der ev. Generaldekan der Bundeswehr, Kirchenrat Hofmann, die Brigadegenerale von Kahlden und Markert und Flottenadmiral von Wangenheim, der Leiter des Erziehungsrates im Bundesverteidigungsministerium, Oberstleutnant Karst und der durch seine Reformpläne bekannte Oberst Graf Baudissin.

Im Gespräch mit Pädagogen, Soziologen, Juristen und Theologen und auf Grund wissenschaftlicher Fachreferate wurden Grundprobleme der Wehrerziehung erörtert.

Am Schluß der Tagung wurde deutlich, daß jede Erziehung von bestimmten Voraussetzungen ausgehe: Die soldatische Erziehung sei relativ bestimmt durch Prämissen, die sich aus der Erziehung selbst oder aus dem Wesen des Soldatischen ergäben. Nicht zuletzt aber gelte es, die Voraussetzung aller Voraussetzungen zu bedenken, nämlich die Frage nach dem Glauben des Erziehers selbst.

1. Im Hinblick auf die Prämissen, die sich aus der *Erziehung* ergeben, referierte u. a. der Stellvertretende Direktor des Institutes für Erziehungswissenschaft, Dr. Rößler, Bonn („Das Gesicht des Abiturienten“).

Oberstleutnant Muehlmann berichtete über „Der Weg vom Offiziers-Anwärter zum Leutnant“. Dabei ergab sich eine lebhafte Diskussion über Möglichkeiten und Grenzen eines „pädagogischen Leitbildes“ für den Soldaten. Es wurde vor einer dogmatischen Fixierung gewarnt, aber auch auf die Notwendigkeit konkreter Teil- und Nahziele verwiesen. In jedem Falle müsse ein Leitbild etwas ausstrahlen und nicht nur „Rahmen“ sein.

In Referat und Korreferat sprachen ein Jurist (Studienleiter Oberamtsrichter Frhr. von Schlotheim, Hofgeismar) und ein Erziehungswissenschaftler (Dr. Loch, Pädagogisches Seminar der Universität Tübingen) über „Die erzieherische Intention der Strafe“. Der Jurist stellte die echte Beziehung von Tat und Täter heraus („Es kann heute nicht mehr unmenschlich gestraft werden“) und betonte die erzieherische Bedeutung der Wiedereingliederung des Bestraften in die Rechtsgemeinschaft. Der Erziehungswissenschaftler fragte, ob die Strafe als solche Erziehungsmittel sein könne. Es lag ihm daran, Erziehung und Strafe begrifflich zu unterscheiden („Die Strafe als solche schränkt ein und nimmt etwas, sie schafft aber erzieherische Dispositionen“).

2. Im Bezug auf die Prämissen, die aus dem Wesen des *Soldatischen* erwachsen, erklärte Oberstleutnant Karst (Bundesverteidigungsministerium), daß der Offizier bei seiner Erziehung nicht in die Strafe ausweichen dürfe. Er bezeichnete die Bundeswehr als eine „Notgemeinschaft“ im Unterschied zu dem Industriebetrieb, der eine „Interessengemeinschaft“ darstelle. Nicht alter oder neuer Geist sei in der Bundeswehr entscheidend, sondern vielmehr die Frage, ob in ihr der Geist oder der Ungeist herrsche. Das „Wehrmotiv“ der Freiheit müsse vom Inhalt her bestimmt werden. Dazu gehöre vor allem das „Vaterland“. Das Vaterland wiederum hänge davon ab, wieviel die Väter wert seien. Bei aller Anerkennung der Technik müsse der Soldat daran denken, daß er ein Kämpfer, ein Mann und ein Vorbild zu sein habe.

Dr. Jentsch versuchte, eine Interpretation der drei Begriffe „Erziehung, Menschenführung und Seelsorge“ zu geben. Während er im erzieherischen Prozeß, der sich im Streit zwischen Anpassung und Widerstand vollziehe, das den Menschen und die Sache respektierende Moment, das die Welt des Geistes und die Lebensbewältigung demonstrierende Moment und das an das Gewissen appellierende Moment unterschied, sah er in der soldatischen Menschenführung einen erzieherischen Dienst am bereits „geformten“ Menschen, der in einer „geschlossenen“ Einheit und in einer Spannung zwischen Leben und Tod ausgeübt werden müsse. Die Seelsorge in der Bundeswehr müsse zu einer „Repersonalisierung“ des Mannes helfen. Personalität könne man aber nicht an der Sache vorbeigewinnen, vielmehr müsse sich die Person an der Sache bewähren. Seelsorge sei eine positive Sorge; sie bezeuge zwar ganz nüchtern das Gericht, aber sie wisse auch um die frei- und frohmachende Kraft des Evangeliums.

Professor Dr. Andreas Flitner, Universität Tübingen, sprach über „Führen und Manipulieren“ („Die geistige Führung in der Truppe in Ost und West“).

3. Schließlich wurde auf der Hofgeismarer Tagung die letzte Voraussetzung durchdacht, die jeder soldatische Erzieher bei seiner Erziehung beachten muß, die Prämisse seines *Glaubens*: Hatte schon das Referat von Dr. Matthes, dem Sozialreferenten der Ev. Akademie Loccum („Die Gruppe in theologischer und soziologischer Sicht“) diese Probleme angeschnitten, so stellte Militärdekan von Mutius in seinem Schlußreferat über den „Leitsatz 31“ der Erziehungsleitsätze für die Bundeswehr die kritische Frage nach dem Menschenbild. Wenn der Leitsatz 31 Gerechtigkeit und Liebe, Ehrfurcht und Gottesfurcht als tiefste Voraussetzungen einer soldatischen Erziehung bezeichne, so werde damit der soldatische Führer dazu gerufen, nicht an den Menschen, sondern an Gott als den Herrn der Erziehung zu glauben: „Gerade wer diese Grenze anerkennt, kann fröhlich erziehen. Er hat ein Mandat und gewinnt, trotz allem erzieherischen Scheiterns, unter der Vergebung immer wieder die Freiheit zu einem neuen Anfang.“

Walter Tetzlaff, Düsseldorf, Cembalo und Klaus Volk, Zürich, Flöte, gaben ein Hauskonzert. Der Generaldekan der Bundeswehr, Kirchenrat Hofmann, hielt den Sonntagsgottesdienst. Er äußerte am Ende der Tagung den Wunsch nach Fortsetzung solcher Studientagungen in der Evangelischen Akademie Hofgeismar, die sich besonders für die Grundsatzfragen der Erziehung aufgeschlossen gezeigt habe.

Im Folgenden bringen die „Anstöße“ den Wortlaut der Referate von Dr. Rößler und Dr. Matthes sowie einen Auszug von Prof. Dr. Andreas Flitner. Das Referat von Dr. Loch folgt in der nächsten Nummer der „Anstöße“.

DAS GESICHT DES ABITURIENTEN

Von Dozent Dr. Wilhelm Rößler, Bonn

Wenn ich das mir gestellte Thema richtig interpretiere, so handelt es sich um die Aufgabe, die geistig-seelische Situation und Haltung des Abiturienten darzulegen. Solche Darlegung soll dabei zugleich den Grad und die Art der Vorerzogenheit und die Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Weitererziehung sichtbar werden lassen.

Bei einem derartigen Unterfangen gilt es zuvor einige Vorfragen zu klären, die nachgewiesenermaßen im öffentlichen Gespräch immer wieder Mißverständnisse hervorgerufen haben und hervorrufen. Die heutige Erziehungswirklichkeit bleibt dadurch gekennzeichnet, daß der erzieherische Umgang mit dem jungen Geschlecht sich nicht mehr so weitgehend wie noch vor

den beiden Weltkriegen auf überlieferte Institutionen, Formen und Vorstellungen stützen kann, wenn bestimmte Erziehungsziele verwirklicht werden sollen. Die überkommenen Vorstellungen von der Eigenart jugendlichen Lebens und Verhaltens lassen sich nicht mehr oder nur zum Teil mit der Haltung und dem Verhalten der heute Heranwachsenden in Übereinstimmung bringen. Was hier gemeint ist, wird vielleicht am ehesten deutlich, wenn wir uns kurz vergewissern, wie weithin im öffentlichen Schrifttum, vor allem aber in popularisierenden Darstellungen die heutige Jugend, und damit auch der Abiturient beurteilt wird.

Im allgemeinen wird der heute Heranwachsende nicht sehr positiv gesehen. Den jüngeren Jahrgängen, die man früher dem Kindesalter zurechnete, glaubt man Mangel an Unbekümmertheit, Arglosigkeit, Sorglosigkeit, kurz Mangel an Kindlichkeit nachsagen zu müssen, während man bei den älteren Jahrgängen, zu denen die Abiturienten rechnen, Einsatzfreudigkeit, Begeisterungsfähigkeit, schöpferische Phantasie, kurz Jugendhaftigkeit vermißt. Zuweilen heißt es apodiktisch von der gesamten Generation der Abiturienten, sie sei niemals recht jung gewesen und werde deswegen vor der Zeit alt. In zahlreichen, medizinisch-psychologischen Publikationen wird dann im einzelnen ausgeführt, ihr Gedächtnis habe sich verschlechtert, vorhandene Gedächtnislücken würden unbefangen durch Phantasie ersetzt, die Begriffsbildung setze verzögert ein, der Mangel an Hemmungen nehme zu und die Herrschaft der Triebe deswegen überhand; auch die Wertgefüge entwickelten sich nur spärlich. Die Akzelerierten sind nach dieser Meinung „Kinder mit den körperlichen Kräften und Möglichkeiten der Erwachsenen“. Die somatische Entwicklung sei bei ihnen vorgeprellt, die geistig-seelische dagegen zurückgeblieben. Verglichen mit den Altersgleichen früherer Generationen seien sie, obwohl älter erscheinend, seelisch, geistig und charakterlich zurückgeblieben, „retardiert“. Ja es wird geradezu die Unausweichlichkeit des Prozesses folgendermaßen begründet: „Die geistig-seelische Leistungsfähigkeit unserer Jugend ist herabgesetzt, weil jeder Mensch auf seinem Lebensweg nur ein bestimmtes Maß von Lebenskraft, von Vitalenergie mitbekommt. Wenn nun der Körper bei dieser beschleunigten Längen- und Geschlechtsentwicklung so viel von dieser Lebenskraft für sich beansprucht, dann bleibt zwangsläufig für die geistig-seelische Entwicklung entsprechend weniger Kraft übrig. Es kommt also gesetzesgemäß zu einer Verminderung der geistig-seelischen Leistungsfähigkeit.“

Anschaungen dieser oder ähnlicher Art begegnen uns häufig als ausgesprochene Meinung oder stillschweigende Einstellungshaltung in pädagogischen, vorzüglich aber medizinisch-heilpädagogischen Schriften. Da von diesem Schrifttum eine nachweisbare Wirkung auf den Raum der Erziehung ausgeübt wird, bleibt es notwendig, sich ernsthaft mit der Frage im einzelnen auseinanderzusetzen. Es gilt zu untersuchen, ob nicht bei einer gründlichen wissenschaftlichen Prüfung der Erscheinungen sich andere Sach- und Sinnzusammenhänge herausstellen, als in der obigen Meinung geäußert werden.

Fragen wir nun nach den Wissenschaftszweigen, deren Ergebnis für unseren Fragenkreis von Bedeutung wird, so finden wir uns einmal auf die philosophische bzw. die Kultur-Anthropologie, zum anderen aber auf Medizin und Erziehungswissenschaft hingewiesen. Die philosophische Anthropologie steckt dabei den allgemeinen Rahmen ab, innerhalb dessen das Problem erörtert werden muß. Nach den Ergebnissen der philosophischen Anthropologie handelt es sich beim Menschen um jenes eigenartige Lebewesen, das handelt, aber, um ein Gleichnis Kants zu verwenden, sich vom Rücken her zu sehen, ein Wesen, das sich auf sich selbst besinnen, sich also denkend zum „Gegenstand“ werden kann. Solch selbstbesinnliches Denken führt dann zu Ergebnissen, welche für alle zwingend sind, die ebenfalls denken. Bei solcher Selbstbesinnung erkennt sich der Mensch als ein Wesen, welches einmal „ein Körper ist“ und doch zugleich „diesen seinen Körper hat“. Soweit der Mensch Körper ist, unterliegt er den gleichen Wachs-

tumsgesetzen wie die anderen vergleichbaren Lebewesen, d. h. von einer Anfangsgestalt aus entfaltet und entwickelt sich der Körper zu einer nachweisbaren und vorher bekannten Endgestalt. Sofern der Mensch jedoch seinen Körper hat, ist ihm dieser nicht nur gegeben, sondern zugleich aufgegeben; d. h. der Mensch steht vor der Aufgabe, seinen Körper in der rechten Weise „in die Hand zu bekommen“. Dieses „In-die-Hand-Bekommen“ jedoch vollzieht sich nicht als „natürlicher Wachstumsprozeß“, sondern nach Regeln, die der Mensch in der Gemeinschaft, in die er hineingeboren wird und der er unentschränkt verbunden bleibt, vorfindet. So kann also sinnentsprechend gesagt werden, daß der Mensch zugleich als ein „Natur-“ und ein „Kulturwesen“ betrachtet werden muß. Daraus aber, daß der Mensch ein Kulturwesen ist, ergibt sich, daß er in die Kultur eingeführt werden muß, daß also ein „ens educandum“, ein zu erziehendes Wesen zu sein, zur Begriffsbestimmung des Menschen gehört. — Es kann dabei geschehen, daß der Mensch, um ein Kulturwesen zu werden, in Konflikt mit dem gerät, was er als Naturwesen zu tun sich gedrängt fühlt. —

Wenden wir uns nach diesen Vorüberlegungen nunmehr unserem besonderen Problem zu, so ergibt sich, daß die Akzeleration den Menschen sowohl als Naturwesen wie als Kulturwesen betrifft. In dem einen Falle untersteht sie dem Bezugssystem der Medizin, im anderen dem der Erziehungswissenschaft. Die medizinische Wissenschaft, die sich vorwiegend dem Menschen als Körperwesen zuwandte, ging entsprechend dem Wissensstand der Zeit, in dem sie ihre entscheidenden Ergebnisse gewann, dazu über, den Körper des Menschen mit denjenigen Methoden zu erforschen, welche im Raume der Naturwissenschaft entwickelt worden waren. Sie bediente sich der kausal-analytischen Methode und sah im Menschen ein Wesen, welches vornehmlich als Körperwesen betrachtet werden kann.

Während so die Medizin als Wissenschaft mit einem vorher ungeahnten Erfolg vorwiegend Ursachenforschung trieb, bemühte sich die später in den Wissenschaftsraum eintretende Erziehungswissenschaft vorwiegend um jene Probleme, die sich daraus ergeben, daß der Mensch „seinen Körper hat“. Sie ging von der Einsicht aus, daß es zur Begriffsbestimmung des Menschen gehört, ein „ens educandum“ zu sein, ein Wesen, welches auf Erziehung angewiesen ist. Sie betrachtet den Menschen unter dem besonderen Aspekt, wie weit und auf welche Weise er sich mit Hilfe von Selbst- und Fremderziehung aus der ihn umgebenden „Umwelt“ seine „Welt“ schafft und sich zu einem „Selbst“ durchbildet. Sie weiß, daß der Heranwachsende sich dabei in einem von Erziehungskräften durchwebten Kulturraum vorfindet, in dem an ihn bestimmte Forderungen und Erwartungen gerichtet werden.

Die medizinische Forschung hat nun innerhalb ihres besonderen Bezugssystems zur Frage der Akzeleration folgende Feststellungen getroffen. Im Vergleich zu früheren Jahrhunderten hat heute die Größe und Schwere der Neugeborenen zugenommen, der Zahndurchtritt liegt früher, die Kinder wachsen schneller heran, werden früher geschlechtsreif und sind absolut größer als vergangene Generationen. Im deutschen Raum liegt gegenwärtig die Durchschnittsgröße der geschlechtsreifen Jugendlichen etwa 0,10 m über der der Jahrhundertwende.

Besonders auffallend bleibt dabei, daß einmal dieser Prozeß sich nicht in allen Sozialschichten und Siedlungsgebieten gleichlaufend und gleichstark vollzieht, und daß weiterhin die Akzelerierten durch eine „leptomorphe Tendenz“ ausgezeichnet sind, d. h. zu einer hochschlanken Wuchsform neigen. Die Bevölkerung der Städte, insbesondere der Großstädte, zeigt im allgemeinen eine stärkere Beschleunigung ihres Wachstums als die Landbevölkerung. Die Mediziner glauben aussprechen zu müssen, daß in der industriell gestalteten Welt vor allem in den Stadt- und Großstadtgebieten Faktoren von stärkster Intensität vorhanden sein müssen, die bei vorliegender endogener Bereitschaft eine allmähliche somatische Wandlung der Bevölkerung in Richtung auf den akzelerierten Typus bewirken. In der durch Industrialisierung,

Technisierung und Stadtbildung gekennzeichneten neuen Lebenswelt glaubt man die Ursachen für diese Wachstumsbeschleunigung zu finden.

Die Medizin sieht, wie es von ihr wiederholt ausgesprochen wurde und wird, in der Akzeleration einen Anpassungsvorgang an eine gewandelte Umwelt. Nach der Meinung der Medizin stellt die Akzeleration eine entsprechende Antwort der „Natur“ auf eine gewandelte Umwelt dar. Nach dieser Ansicht gehen bestimmte Reize von der modernen Umwelt auf das vegetative Nervensystem aus, das als Empfangsorgan diese Reize aufnimmt und verarbeitet. „Die Funktions- und Erregungssteigerung des vegetativen Nervensystems teilt sich dem Wachstums- und Entwicklungstrieb des Kindes und des Jugendlichen antreibend, beschleunigend und steigernd mit... Ergebnis ist eine gestaltliche, funktionelle und geistig-seelische Wandlung des Kindes, Jugendlichen, aber auch des Erwachsenen unserer gegenwärtigen Zeit, eine Wandlung, deren wesentliche Merkmale Wachstumssteigerung, Reifungsbeschleunigung, geschlechtliche Aktivierung, Verlängerung der Fortpflanzungsphase und eine charakteristische psychische Prägung sind.“

Diese charakteristische psychische Prägung, bzw. die geistig-seelische Haltung des Kindes wird nun im Vergleich mit dem Zustand früherer Kindergenerationen oft als infantil bezeichnet. Wenn hier innerhalb des medizinischen Bezugssystems die geistig-seelischen Erscheinungen, die bei der Wachstumsbeschleunigung auftreten, als Infantilismus bezeichnet werden, so müssen wir uns verdeutlichen, daß damit der geistig-seelisch-charakterliche Bereich nach den Maßstäben eines somatisch orientierten Bezugssystems behandelt wird. Obwohl in der medizinischen Forschung zu Anfang mit Infantilismus nur die Eigenart bezeichnet wurde, daß bestimmte Teile des menschlichen Körpers sich während des Wachstums nicht in der gleichen Weise durchbildeten wie die anderen, so daß eine partielle Wachstumsverzögerung eintrat, ging man sehr schnell dazu über, Infantilismus generell „als einen Zustand von Entwicklungshemmung anzusehen, der beim heranwachsenden Individuum dazu führt, daß körperliche und psychische Eigenschaften einem um mehrere Jahre jüngeren Alter entsprechen“. Sinngemäß heißt es in einem modernen Lehrbuch der allgemeinen Kinderpsychiatrie, nachdem zwischen totalem und partiellen Infantilismus unterschieden wird, „daß entweder das Soma oder die Psyche eine gehemmte Entwicklung aufweisen... Es kann also, und das kommt, wie die Praxis lehrt, verhältnismäßig häufig vor, so sein, daß die Intelligenz dem Lebensalter entspricht, der Charakter aber nicht“. Hier befinden wir uns an jenem Ort, wo häufig anomale Erscheinungen der Heranwachsenden nicht nur als infantil, sondern zugleich als somatisch bedingt bezeichnet werden. Wie schon bei der Erscheinung der Akzeleration geht man davon aus, daß das körperliche Wachstum wie die geistige Durchbildung als Folge und Ausformung eines „gemeinsamen Gestaltungsprinzips physischer und psychischer Entwicklungsvorgänge“ aufgefaßt werden. An Hand solcher Aussagen läßt sich deutlich aufweisen, wie der Erzieher dort feinere Unterscheidungen treffen muß, wo der Arzt für seinen Bereich mit nicht so trennscharfen Ein- und Zuordnungen auszukommen vermag. Der Erzieher wird dem Arzt z. B. zustimmen, wenn dieser von einer „Zuordnung innerer und äußerer Gestaltung“ spricht, für ihn stellt sich jedoch eine solche Zuordnung weit verwickelter dar, als es in dem Wort von dem „gemeinsamen Gestaltungsprinzip physischer und psychischer Entwicklungsvorgänge“ zum Ausdruck kommt. Der Erzieher weiß sich mit dem Arzt darin einig, daß beim menschlichen Wachstum ein vom menschlichen Eingreifen weithin unabhängiges „Gestaltungsprinzip“ wirksam wird, jedoch gilt das für den Erzieher im geistig-seelischen Bereich nur insoweit, als sich innerhalb bestimmter Wachstumsabschnitte Möglichkeiten zu ganz bestimmten seelisch-geistigen Handlungen und Vollzügen bereitstellen. Wie aber diese Möglichkeiten sich ausformen, welchen Inhalt sie erhalten, welche Gestalt aus ihnen hervorgeht, das resultiert nicht als Ergebnis eines „natürlichen

Wachstumsvorganges", sondern als Ergebnis einer bestimmten Erziehung. Erziehungswissenschaftlich gesehen, kann das Erziehungsziel auch bei gewandelter körperlicher Entwicklung, also einem anderen „Entwicklungsziel“, durchaus unverändert bleiben; wohl aber muß unter Umständen ein anderer Weg eingeschlagen werden, um mit Rücksicht auf die gewandelte körperliche Entwicklung das alte Erziehungsziel auf neuen Wegen zu erreichen. Es wird z. B. ein Erziehungsziel bleiben, den Heranwachsenden zu befähigen, seinen Sexualtrieb in der rechten Weise zu beherrschen, auch wenn die Geschlechtsreife vorverlegt ist, nur muß allerdings die Übung zu Triebbeherrschung und Triebverzicht, muß die Vermittlung bestimmter Kenntnisse früher geschehen und anders gestaltet werden als bisher. Es zeigt sich also, daß mit Veränderungen im körperlichen Wachstumsbereich wahrscheinlich auch Änderungen in der überkommenen Erziehungsgestaltung notwendig werden.

Die gleiche Notwendigkeit zu feinerer Unterscheidung ergibt sich, wenn in der ärztlichen Gesamtdeutung der Akzeleration von einem Anpassungsprozeß angewandelte Umweltbedingungen gesprochen wird. Wiederum werden, wie in den eben angeführten Aussagen, die rein somatischen Änderungen, also Vorgänge, welche sich weithin unbeeinflußbar vom menschlichen Wirken und Wollen vollziehen, mit denjenigen zusammengekommen, welche den geistig-seelischen, ja selbst den charakterlichen Bereichen angehören. Es wird in solcher medizinischen Sicht nicht zwischen denjenigen Bereichen unterschieden, welche als unabhängige natürliche Ausstattung des Menschen seiner Willkür nur in geringem Maße unterliegen und denjenigen Bereichen, welche dem Menschen als einem weltoffenen Wesen zwar nicht bedingungslos, aber doch weithin zur eigenen Ausformung, bzw. zur Formung durch Sitte, Kultur und Erziehung verfügbar bleiben. Was der Mediziner hier Anpassung nennt, muß in erziehungswissenschaftlicher Sicht nach Anpassung im biologischen Sinne und nach Fremd- und Selbsterziehung aufgegliedert werden. Der Mensch als ein „ens educandum“, d. h. als ein Wesen, das auf Erziehung angewiesen bleibt, wird dadurch befähigt, bestimmte Reizeinwirkungen seiner Umwelt anzunehmen oder abzulehnen. Der Mensch, der sich als weltoffenes Wesen den mannigfachsten Reizeinwirkungen zu öffnen vermag, bedarf geradezu des Trieb- und Reaktionsverzichtes, um existieren zu können. In welcher Richtung und Art allerdings der Triebverzicht geleistet wird, richtet sich nach dem jeweiligen Kulturraum. Dem Menschen ist so als Geistwesen die Aufgabe gestellt, nicht eine höhere Form von Anpassung zu erreichen, sondern eine freie Antwort in Situationen zu geben, auf die das Tier instinktiv, d. h. zwanghaft, reagiert.

Es zeigt sich also, daß die im medizinischen Raum gegebene Deutung des Akzelerationsproblems allein nicht zur Bewältigung dieses Phänomens ausreicht. Wenn der Arzt in bestimmten Fällen einen „Asynchronismus“ in der „Entwicklung“ der Akzelerierten glaubt feststellen zu können, d. h. wenn er beim akzelerierten Heranwachsenden nicht die geistig-seelische Durchformung vorfindet, die im allgemeinen bei den Gleichaltrigen vor allem früherer Generationen zu erwarten war, so deutet das nicht auf eine kausal-analytisch zu erklärende, also zwangshafte „Retardierung“ im Geistig-Seelischen, sondern auf eine nicht richtig vollzogene Erziehung.

Wenn betont wird, wie es nicht vereinzelt geschieht, daß notwendigerweise eine Retardierung im Gemütshaften stattfinden müsse, wenn das Körperliche derart viel Kraft beansprucht, so wird hier nicht nur fälschlich das Gesetz von der Erhaltung der Energie in einen falschen Raum übertragen, sondern, was weit schlimmer ist, es wird hier verschleiert, daß es sich bei dem Versagen um das Sichtbarwerden einer nicht adäquaten Erziehung handelt. Insofern stellen derartige Feststellungen eine höchst gefährliche Entlastung dar, die den Erziehern den Blick für die Verantwortung allzusehr verstellen.

Nicht nur vor 150 Jahren, sondern auch in der jüngsten Anthropologie hat man eindeutig festgestellt, daß der Mensch dadurch gekennzeichnet ist, daß seine Natur dadurch bestimmt bleibt, daß er sie sich selbst schafft, oder anders ausgedrückt, daß seine Natur die Kultur ist; ein „ens educandum“ zu sein, gehört in die Begriffsbestimmung des Menschen mit hinein. Wenn auch das Ziel aller Erziehung in unserem abendländisch-europäischen Raum die Fähigkeit zur Selbsterziehung ist und deswegen jeder selbst als Erwachsener sich und nicht seine Erziehung verantwortlich machen darf, so darf sich doch der Erzieher den Blick nicht dafür verstellen, daß für die Gestaltung des Rahmens, in dem die Entscheidungen fallen, seine Erziehung, d. h. er persönlich, verantwortlich bleibt.

Gehen wir unter diesem Aspekt nunmehr die bereits angeführten Feststellungen durch, so stimmt es in der Tat, daß jene Art von Kindlichkeit, welche man — allerdings nur im bürgerlichen Raum — für die einzig rechte der Kindheit zu halten geneigt war, ebenso wenig charakteristisch für die herangewachsene Abiturientengeneration gewesen ist, wie das, was man früher mit Jugendhaftigkeit zu bezeichnen pflegte. Hier muß jedoch unterschieden werden. Richtig an dieser Feststellung scheint, daß der Jugendliche und das Kind in unserer Kultur eines gewissen Schonraumes bedürfen, um so ungestört wie möglich die verschiedenen Möglichkeiten und Fähigkeiten ihrer Anlagen durchzubilden. Diese Möglichkeit haben unsere Abiturienten im Durchschnitt nicht gehabt.

Die heute heranwachsende Jugend erlebte — bei allem Bemühen der Erwachsenenwelt — niemals während ihres Heranwachsens den Schonraum, der den früheren Generationen eine Selbstverständlichkeit bedeutete. Die Erlebnisse und Erfahrungen der heutigen Jugendlichen strukturierten sich in einer Situation durch, in der bei den besonderen Verhältnissen der Zeit die Erwachsenen dem Kind nur in seltenen Fällen einen eigenen Raum — das Wort im wörtlichen wie im übertragenen Sinne verstanden — schaffen konnten. So wuchs die heutige Jugend, wie sich in ihren Früherinnerungen verdeutlicht, unter Bedingungen heran, mit denen vorhergehende Generationen erst bekannt wurden, wenn sie durch entsprechende Erziehung vorbereitet und durch einführende Erfahrung geformt worden waren.

Jugend- und Erwachsenenwelt können heute nicht mehr so streng voneinander geschieden werden, wie das noch um die Jahrhundertwende der Fall war. Durch den Rundfunk und die anderen Kommunikationsmittel tritt schon dem Kinde die ganze Fülle der Probleme des Erwachsenenlebens sozusagen ungefiltert entgegen und wird ihm fast die ganze Breite des geistig-seelischen Feldes, auf dem die Erwachsenen sich bewegen, in verhältnismäßig frühem Alter zugänglich. Hinzu kommt die Enge des Wohnraums und die besondere Art des Umgangs der Familienmitglieder mit den Heranwachsenden, so daß überkommene Sitten und Bräuche der herkömmlichen Erziehung, vor allem aber die Trennung von Erwachsenen- und Jugendwelt weithin fortfallen. Wir haben also, schon von dieser Art des Heranwachsens aus gesehen, mit einer anderen inneren Einstellung der heutigen Jugend im Vergleich mit früheren Generationen zu rechnen, ja z. T. sogar mit anders gestalteten Bewußtseinsstrukturen. Bei einer näheren Analyse zeigt sich in der Tat, daß die heutige Jugend über eine besondere Art des geistig-seelischen Aufnehmens und Verarbeitens verfügt und, schon von der Sinnenwelt aus gesehen, auf andere Eindrücke gerichtet bleibt, als das bei früheren Generationen der Fall gewesen ist. Eine neue Art der Konzentration und des geistigen Auffassens hat sich herausgebildet, die nicht in allen Fällen mit der Art übereinstimmt, wie sie in unserer Erziehungswelt, vor allem in der Schule, gepflegt und geübt wird. Es zeigt sich bei dem heute heranwachsenden Geschlecht eine neue, wenn auch erst in Umrissen sich abzeichnende innere Struktur; denn mit den oben skizzierten, im Vergleich zu früher anderen Erfahrungs- und Erlebnisweisen, haben

augenscheinlich andersartige als die gewohnten Verschränkungen innerhalb der Denk- und Gemütsfelder der Jugendlichen sich vollzogen. —

Die Ausformung einer neuen Struktur wurde um so eher möglich, als im Gefolge des Krieges die traditionsgeladenen und daher wesentlich mitformenden „Denkmäler“ des öffentlichen und privaten Lebens größtenteils untergegangen oder in eine Umgebung gestellt sind, welche die alte Wirkkraft auf das Gemüt der Jugendlichen nicht mehr auszuüben vermögen — auch hier ist „Denkmal“ sowohl wörtlich wie übertragen zu verstehen —.

Da die heute heranwachsende Jugend vielfach keinen unmittelbaren Bezug mehr zu bestimmten Überlieferungen haben kann, vor allem weil entscheidende Übungsfelder fortgefallen sind, in denen früher die überkommenen Lebensformen und Lebenshaltungen eingeübt und durchgeformt werden konnten, können wir ganz bestimmte, bei früheren Jugendgenerationen selbstverständliche Verhaltensweisen in vielen Fällen nicht mehr erwarten. Bestimmte Anmutungsqualitäten, die das Gemüt und das Gefühl der Heranwachsenden unmittelbar ansprachen, sind in der heutigen Umwelt eben nicht mehr vorhanden und können deswegen auch keine erziehende Kraft mehr ausüben.

Von der älteren Generation aus gesehen, scheint die Erlebniswelt der heutigen Jugend nüchterner, sachlicher, kühler, ja zuweilen kälter zu sein, als die Jugendwelt der vor den beiden Weltkriegen Herangewachsenen. Man spricht geradezu von einer Unterkühlung der Gemüts-sphäre.

Besondere Schwierigkeiten ergeben sich innerhalb der überkommenen Schul- und Erziehungswelt.

Die dargebotenen Übungsfelder sind in einer anders bestimmten historischen Epoche entstanden, als es dem Lebens- und Erlebnisfeld der heutigen Jugend entspricht. Die Art des Lernens und des Aneignens, sowie die Art des Blickens und der Aspekte, welche sich bei der heutigen Jugend durch den Umgang mit den modernen Kommunikationsmitteln und der technischen Welt herausgebildet haben, unterscheiden sich z. T. außerordentlich von der Weise des Lernens und Vermittelns, wie sie in der Schule gepflegt und praktiziert werden.

Im Gefolge von Film, Fernsehen, Rundfunk und der weiten Verbreitung von Zeitung und Zeitschrift hat sich bei den heutigen Jugendlichen ein Wissens- und Erfahrungsbereich herausgebildet, der u. a. die nähere Umgebung nicht mehr so eingehend und scharf wie früher erfaßt, dafür aber die weiteren Felder in einer Weise beherrscht, wie das bei früheren Jugendgenerationen vergleichbarer Sozialschichten niemals der Fall war. Durch die Art und Weise, wie die Kommunikationsmittel die Geschehnisse der ganzen Welt aktuell machen, tritt häufig das Nahe in den Hintergrund und der frühere Hintergrund wird zu einer durch die Technik erreichbaren Nähe. So ergibt sich ein ganz anderes Wirklichkeits- und Weltbild bei der heutigen Jugend als es früher vorausgesetzt werden konnte, und in den außerschulischen Feldern bewegt sich der Heranwachsende aller Sozialschichten in Gebieten, die früher nur den Erwachsenen ganz bestimmter Bildungs- und Sozialschichten zugänglich blieben. Andererseits aber treten diejenigen Übungsfelder, die vornehmlich in der Schule gepflegt werden, weitgehend zurück, so daß sogar die Jugendlichen selbst die Notwendigkeit der Erziehung zum Teil außerordentlich stark betonen.

Beginnen wir mit dem Problem des mangelnden Gedächtnisses. Schon die Sextaner bezeigen ein erstaunliches Gedächtnis nicht nur für Automarken und technische Einzelheiten sondern auch für Hör- und Gesichtseindrücke, die der Erwachsenengeneration zum Teil gar nicht möglich sind. Allerdings ist ihr Gedächtnis dort nicht geübt, wo es bei früheren Generationen geübt worden war. Auch hier wiederum handelt es sich um ein Erziehungsproblem. Während

nämlich der täglich interessiert erlebte Umgang mit der technischen Welt, unbemerkt, also „tugendartig“ das Gedächtnis übt und schärft, fehlt bei der heute herrschenden pädagogischen Ansicht das entsprechende, nunmehr allerdings bewußt zu machende Übungsfeld, das dem unbemerkten Übungsfeld auch nur einigermaßen die Waage hielte. Es kann hier nicht darauf eingegangen werden, wie hier kraft einer wachstümlich aufgefaßten Erziehung dieser Zweig des erzieherischen schulischen Tuns allzu sehr in den Hintergrund getreten ist, doch können wir nicht umhin die Tatsache als solche zu konstatieren.

Hand in Hand mit dieser Fehlerziehung — denn es handelt sich hier um eine Fehlerziehung, weil nicht die entsprechenden Übungsfelder für die Jugend zur Verfügung gestellt wurden — entsteht ein anderer Mangel. Wenn darüber geklagt wird, daß die Jugend unbefangen durch Phantasie ersetze, was ihnen an Wissen und an Kenntnissen fehle, so mangelt es ihnen — diese Erziehung ins Erzieherische übersetzt — weithin an jener Gewissenhaftigkeit, jener Treue im kleinen und jener fest fundierten und sicher beherrschten Kenntnis, die nun einmal die Voraussetzung nicht nur höheren kulturellen, sondern jedes praktischen Wirkens ist. Diejenigen welche nach Absolvierung der Volksschule in die Arbeits- und Berufswelt eintreten müssen, stellen diesen Mangel auch immer wieder in bewegenden Klagen fest und klagen die Erwachsenen geradezu an, ihnen die entsprechenden Fähigkeiten, deren Notwendigkeiten sie im handhaften Umgang mit den Dingen erfahren, nicht vermittelt zu haben. Den Abiturienten aber ist dieser Mangel allerdings weithin noch gar nicht zu Bewußtsein gekommen, wenn sie nicht gar so erzogen sind, daß sie diese Tugenden als pedantisch, kleinlich usw. verachten. In dieser Hinsicht ist der Abiturient weit schwerer erzieherisch beeinflussbar als der Gleichaltrige durch den Beruf mit- und vorerzogene.

Noch eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß kraft der besonderen nun durch das private Leben im Familien- und öffentlichen Kreise anerzogenen „Wendigkeit“ dem Erzieher diese innere Einstellung oft gar nicht zu Gesicht kommt, weil der Abiturient sich auch da anpaßt, wo Protest — wenn auch ein irriger — erzieherisch durchaus begrüßenswerter wäre, weil er die Möglichkeit bietet, an ein inneres Beteiligtsein anzuknüpfen. Kraft der allgemeinen Anpassungs- und Wendigkeitsfähigkeit aber findet der Erzieher zwar sehr leicht die Möglichkeit zu erreichen, daß das getan wird, was er anordnet, doch erreicht er es nur sehr schwer, daß man sich echt mit den Forderungen aus-ein-ander-setzt und schließlich aus Einsicht tut, was man zunächst aus Einfügungs- und Anpassungsfähigkeit vollzog. Es handelt sich hier, um einen alten pädagogischen Ausdruck zu verwenden, zwar um Tugendartigkeit, aber noch nicht um Tugend.

Die heute heranwachsende Jugend paßt sich den Institutionen an, wie etwa der modernen Verkehrsregelung oder der modernen industriellen Fertigung; die kulturtragenden Institutionen verlangen aber gerade nicht, daß man sich ihnen an- und einpaßt — was der heutigen Jugend trotz aller Widerrede bis auf geringe Ausnahmen im allgemeinen recht gut gelingt —, sondern verlangen eine Erziehung zur Bejahung und inneren Anteilnahme an ihnen. Auch diese Erziehung hat weitgehend nicht stattgefunden und macht dem Erzieher, der den jungen Menschen in eine Institution einzuführen hat, sein Amt außerordentlich schwer, wenn auf Grund ihrer Bedeutung mehr angestrebt wird, als ein reibungsloses Sich-Anpassen und Miteinander-Umgehen in rein sachlich bestimmten Gegebenheiten.

Diese Erschwerung der Erziehung wird noch dadurch vergrößert, daß der heutige Abiturient durch seine innere Abständigkeit nicht nur die positive Seite aufweist, daß er für Demagogie unempfänglich ist, sondern auch für das Gegenteil, nämlich für das echte Angesprochenwerden, weithin unempfindlich geworden ist. Gerade bei der Unempfänglichkeit für den Dauer einfluß

von Demagogie und Agitation besteht besonders bei den Intelligenteren die Gefahr der momentanen Verführbarkeit; ein Problem, das als Erziehungsproblem bei den mit Recht in dem ihnen zukommenden Rahmen zurückgewiesenen Halbstarkenkrawallen meiner Ansicht nach weder genügend berücksichtigt noch erforscht worden ist.

Allerdings ist die Situation des heutigen Erziehers dadurch erschwert, daß früher — im 18. und 19. Jahrhundert — Zögling und Erzieher sich in einer für alle verpflichtenden Wertwelt beheimatet wußten, in der jeder mit Fehlsamkeit behaftet war und sich zu ihr bekannte. Dadurch wurden für die heranwachsenden Generationen die verpflichtenden Werte auch dann nicht in Frage gestellt, wenn sie von dem einzelnen Erzieher selbst nicht vorgelebt wurden. Dies hat sich nun — das Faktum steht fest, man mag es bedauern oder nicht — durch die immanente und die ausdrückliche Erziehungsanschauung der heute erziehenden Generationen weitgehend geändert. Unsere heutigen Abiturienten sind durchaus für Autorität empfänglich; aber nicht für eine abstrakte sondern für eine persönliche. So fällt es ihnen außerordentlich schwer, sich ohne weiteres einer institutionellen Autorität zu fügen, obwohl sicherlich schon die Schule nicht ohne solche institutionelle Autorität, die auch die schwachen und mittleren Köpfe der Institution schützt, auszukommen vermag. Hier hat also eine Erziehung zur recht verstandenen institutionellen Erziehung erst stattzufinden; sie ist um so weniger vorhanden, als die Jugend auch sonst von den Erwachsenen kaum eine Achtung vor institutionellen Einrichtungen erfahren oder gesehen hat. Hier rächt es sich, daß man in manchen Bereichen der Erziehung unbesonnen Übungsfelder abgebaut und zurückgedrängt hat, die nun einmal notwendig sind, um Kultur und Zivilisation aufrechtzuerhalten, die, wie Gehlen eindeutig nachgewiesen hat, nicht nur auf Personen, sondern auch auf Institutionen sich gründen.

Ohne Zweifel sind weiterhin bei der besonderen Struktur unseres heutigen öffentlichen und familiären Lebens jene Bereiche des Gemüts, welche vor allem das Aufgeschlossensein für die feineren Schwingungen im mitmenschlichen Umgang wie für das, was in unserem Raum bisher die Kunst vermittelt hat, beinhalten, in ihrer Differenzierungshöhe stark herabgesetzt, ja bei den weniger Begabten geradezu unentwickelt gelassen. Wir haben also mit einer Unterkühlung der Gemütsbereiche zu rechnen, die in manchen Bereichen um so gefährlicher wird, weil sie sich mit einer ausgesprochenen Fähigkeit zur Sachlichkeit und zur technischen Bewältigung der Welt paart. Nicht ohne entscheidende Folgen hat man den jungen Menschen sehr früh mit in die Härte des Lebenskampfes einbezogen, ohne ihm jene Werte vermitteln zu können, welche für frühere Generationen doch den selbstverständlichen Hintergrund ihres Lebensfeldes bildete. Wir werden also nicht erwarten dürfen, daß ohne eine gründliche Erziehung in dieser Hinsicht — eine Erziehung, den anderen zu hören, seine Einstellungen und Empfindungen nachzuerleben und nachzuempfinden — diese Generation zu guten Erziehern gemacht werden kann. Gerade auf diesem Felde bedarf es einer bisher fast völlig zurückgetretenen weiterführenden Erziehung. Es kann allerdings gesagt werden, daß die Jugend auch für diese Gebiete durchaus aufgeschlossen ist, jedoch bedarf sie bei ihrer Einstellung nicht nur der Ansprache und des Appells, sondern des Vorlebens.

Ich hielt es bei der mir gestellten Aufgabe für notwendig, auch scheinbar negative Züge des heutigen Abiturienten zu schildern. Es war jedoch mein Bestreben, zugleich deutlich zu machen, daß es sich hier nicht um mangelnde Selbsterziehung der Jugend, sondern um eine Fehlerziehung durch die Erwachsenen handelt. Pädagogisch gesehen hat man aus Sicht einer allerdings heute überholten wachstümlich bestimmten Erziehungstheorie gegen zwei Grundsätze der Pädagogik verstoßen, einmal, daß der Erzieher zur Erziehung die Bedingungen so zu stellen hat — wie man vor 150 Jahren sagte —, daß sich beim Zögling durchbilden kann, was an ihm in Anlagen vorhanden ist. Modern gesprochen hat man also nicht jene Übungsfelder in vollem Umfange

bereitgestellt, die als Bewährungsfelder überhaupt erst sichtbar werden lassen, was an Möglichkeiten und Anlagen in den Heranwachsenden steckt. Nicht nur im Bereich der Sachlichen sondern auch im Bereich des Gefühls muß geübt und gelernt werden; differenzierte Gefühle ergeben sich nicht von selbst. So gelangen wir zu dem zweiten Grundsatz, der berücksichtigt, daß in unserer modernen Welt von einem bestimmten Lebensalter an Erziehung und Unterricht unentschränkt ineinander übergehen. Hier heißt es nun — um wieder mit den Worten der Vergangenheit zu sprechen — die Bedingungen so zu stellen, daß in dem bereits Vorerzogenen hineinkommen kann, was noch nicht in ihm ist. Modern gesprochen, handelt es sich darum, ihn mit jenen Kulturgütern vertraut zu machen, die er als Tradition fraglos zu übernehmen hat, weil er deren Sinn und Wert erst zu durchschauen vermag, wenn er in jeder Hinsicht mündig geworden ist. Auf Grund jahrhundertelanger Erfahrung erkannte man in dieser pädagogischen Einsicht, daß es eine Überlastung und Überbürdung des Heranwachsenden darstellt, ihn gewissermaßen den Weg der Kultur persönlich nachschaffen zu lassen — von der Unmöglichkeit und inneren Unstimmigkeit einer derartigen Einstellung ganz abgesehen —.

Es gilt jedoch nun auch die positiven Seiten, d. h. die Erziehungsmöglichkeiten darzulegen, die allerdings nur dann wahre Möglichkeiten sind, wenn man sich des eben skizzierten Hintergrundes immer bewußt bleibt und um die Fehlhaltungen weiß, die sich aus dieser Vorerzogenheit ergeben können.

Das, was ich in meinen Ausführungen als Tugendartigkeit bezeichnet habe, bildet auf mannigfachen Feldern einer Weiterbildung zur wirklichen Tugend. So wird es z. B. möglich, zu echter Toleranz zu erziehen, da die heutige Jugend sich durch Umgang gewöhnt hat, weltanschauliche und sonstige Gegensätze unberücksichtigt zu lassen, wenn es um die Durchführung sachlicher Aufgaben und um sachlich zu lösende Probleme geht, die nicht unbedingt ein Rückgriff auf die letzte religiöse oder weltanschauliche Einstellung fordern. Hier liegt durchaus die Möglichkeit zu einer echten Sachlichkeit und Mitmenschlichkeit zugleich zu erziehen, wobei die Sachlichkeit bereits weitgehend vorerzogen, die Mitmenschlichkeit zwar als Möglichkeit vorhanden, aber im einzelnen noch entwickelt und gefördert, wie zugleich zu ihr in einem spezielleren Sinne erzogen und unterrichtet werden muß. Die heute zutageliegende Tugendartigkeit bedeutet weder Indifferenz noch Toleranz; ob sich aber aus dieser Gleichgewichtslage, die frühere Jugendgenerationen — die vor allem in der Zwischenkriegszeit in Opposition zu den Elternhäusern und der Erwachsenenwelt standen — nicht besaßen, tatsächlich Indifferenz oder Toleranz entwickelt, hängt weitgehend von einer Erziehung ab, die die Struktur der heutigen Jugend berücksichtigt.

Wenn wir unter Gehorsam die Fähigkeit zur Einordnung verstehen, die sich aus einem echten Vertrauen in die Autorität des Führenden ergibt, ohne eine genaue und rechtzeitige Überprüfung der Anordnungen auszuschließen, so sind auch hier bei den heutigen Abiturienten die Voraussetzungen gegeben. Die Jugend ist im Durchschnitt nicht nur bereit, echte Autorität als Erfahrungsüberlegenheit nicht nur anzuerkennen sondern sogar zu begrüßen. Die eigentliche Aufgabe ist es nun, diese Tugendartigkeit zur wirklichen Tugend zu bilden, d. h. von einer An- und Einpassung zum echten Gehorsam zu erziehen. Bei der Neigung der Jugend, nur persönliche Autorität anzuerkennen, läßt sich blinder Gehorsam durchaus vermeiden; es wird möglich, zu einer Haltung zu erziehen, die in entscheidenden Fällen den Gehorsam von entsprechenden Kautelen abhängig macht. Es ist hier zu einer Unterscheidungsfähigkeit zu erziehen, wozu und bei welchen Fragen eine Prüfung notwendig und angebracht, und wo sie weder sachlich noch sittlich erforderlich bzw. gerechtfertigt ist. Ob aus der Autoritätsbereitschaft der rechte, verantwortungsbewußte, Gehorsam wird, bleibt also eine Frage der Erziehung.

Weiterhin braucht die Gemütsunterkühlung nicht nur negative Folgen zu zeitigen; zumindest ist das Gemüt nicht falsch vorerzogen, und so besteht bei Einhaltung der rechten Verfahrensweise durchaus die Möglichkeit einer positiven Entwicklung und Erziehung, weil hier bestimmte Fähigkeiten noch gar nicht entscheidend durchgeformt sind. Jedoch muß aber hier auf eine Schwierigkeit hingewiesen werden, die sich aus der Vorerziehung der Jugend ergibt: Die Fähigkeit, das Rechte zu bejahen, das Gute zu wollen und das Mitmenschliche zu erstreben, ist durchaus vorhanden, doch ist die Fähigkeit, sich auch im Nichtintimbereich — im intimen ist es glücklicherweise vorerzogen — zur immer erneuten Realisierung dieses Vorsatzes zu zwingen, nicht in gleicher Weise ausgebildet wie bei früheren Generationen. Die Fähigkeit zu bewußtem, gewolltem, nicht sich ergebendem Verzicht und zu im vollen Umfang erkanntem Opfer ist weiterhin noch nicht entsprechend geschult; da aber beides in der Intimgruppe — wenn auch nur im Umgange — selbstverständlich geleistet wird, sind die Voraussetzungen zu einer solchen Erziehung auch im nicht intimen Bereich gegeben. Ich darf abschließend jene Formulierungen wiederholen, mit denen ich die entsprechenden Zusammenfassungen des Untersuchungsergebnisses meiner Forschung in dem Buch „Jugend im Erziehungsfeld, Haltung und Verhalten der deutschen Jugend in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der westdeutschen Jugend der Gegenwart“ (Düsseldorf [Schwann] 1957) geschlossen habe.

Bei dem Willen der Elite wie des Durchschnittes der heutigen Jugendlichen, die Autorität der Erfahreneren und Einsichtigeren anzuerkennen, beim Bestreben der Heranwachsenden, die Erwachsenen ernst zu nehmen und zu respektieren — soweit sie der Prüfung unter ganz bestimmten Gesichtspunkten standhalten —, bleiben überaus günstige Möglichkeiten zu einer fruchtbaren Erziehung gegeben. Die heutige Jugend erwartet von den Erwachsenen Rat, Hilfe und Führung, welche zwar nicht bedingungslos, aber doch willig angenommen werden. So liegt wie bei früheren Generationen auch in der gewandelten Welt die eigentliche Verantwortung für das Erziehungsfeld — auch in den Augen der Heranwachsenden — nicht mehr bei der Jugend sondern bei der Führung durch eine wahrhaft überlegene Erwachsenengeneration, welche allerdings diese ihre Überlegenheit durch Vorleben und Beispiel unter Beweis zu stellen hat . . . Hier ist eine neue Antwort auf die immer gestellte Frage nach dem Verhältnis von Erwachsenen und Heranwachsenden zu geben, eine Antwort jedoch, die weitgehend unter die Frage gestellt bleibt, wieweit es den Erwachsenen gelingt, den hohen Ansprüchen zu genügen, welche sowohl die gewandelte Welt wie die zu echter Nachfolge bereite Jugend an sie stellt.

DIE GRUPPE IN THEOLOGISCHER UND SOZIALER SICHT

Dr. Joachim Matthes, Loccum

Die uns gestellte Thematik der „Gruppe in theologischer und soziologischer Sicht“ bedeutet ja wohl, daß die theologischen und soziologischen Aspekte jenes zwischenmenschlichen Phänomens, das wir Gruppe nennen, nicht in ihrem bloßen Nebeneinander, sondern in ihrer wechselseitigen Bedingtheit und Durchdringung zu analysieren sind.

Für eine solche Analyse bieten sich zunächst zwei Ausgangspunkte an:

Es kann ausgegangen werden von einer Theologie der Gruppe, von der aus deren soziologische Attribute bestimmt werden könnten, und es kann ausgegangen werden von einer Soziologie der Gruppe, deren Entfaltung zu einer Reihe von Fragen an die Theologie, an die theologische Deutung und Sinnerfüllung des Gruppenphänomens führen könnte.

Der erste mögliche Ansatz verbietet sich von selbst vor dem Hintergrund eines evangelischen Verständnisses der Welt und des Menschen in ihr. Er setzt die Möglichkeit einer christlichen

Soziologie, und d. h. eines christlichen Gesellschaftsmodells voraus, das er im evangelischen Verständnis m. E. nicht geben kann.

Wir wenden uns also dem zweiten Absatz zu, der von dem Versuch einer soziologischen Bestimmung der Gruppe ausgeht und aus ihr heraus Fragen an die Theologie entwickelt.

Zuvor aber sollte vielleicht noch auf das Mißverständnis eines dritten möglichen Ansatzes hingewiesen werden, der es sich zur Aufgabe macht, den theologischen und den soziologischen Aspekt der Gruppe zunächst in gleichsam „getrennter Sachlichkeit“ nebeneinander abzuhandeln, um dann das Nebeneinander der Bestimmungen in einen gedanklichen Brückenschlag zu versöhnen. Ich halte diesen Ansatz darum für ein Mißverständnis, weil er voraussetzt, daß theologisches und soziologisches Denken wirklich nebeneinander, d. h. auf gleicher Ebene vollzogen werden könnten. Der Soziologie aber geht es um das Soziale in seiner menschlichen Befangenheit — darin liegt ihre Sachlichkeit. Die Sachlichkeit der Theologie besteht demgegenüber darin, daß sie das Soziale in der menschlichen Unbefangenheit vor Gott ansieht. Diese verschieden gezogenen Grenzen der Sachlichkeit zu verwischen, wäre von Übel. Bezöge etwa die Soziologie eine sozial-geschichtliche Heilserwartung bereits mit in ihren Denkansatz ein, würde sie unversehens zur Ideologie entarten. Der historische Materialismus des Karl Marx hat uns das mit unheilvoller Geschichtsmächtigkeit vorexerziert. Das gleiche Schicksal würde der Theologie widerfahren, wenn sie meinte, aus der personalen Unbefangenheit des Menschen vor Gott die konkretistische Erwartung einer heilen irdischen Gesellschaft entwerfen zu können. Begeben sich theologisches und soziologisches Denken gleichermaßen auf diesen Weg, verlassen beide den Boden der ihnen gemäßen Sachlichkeit. Dann gibt es kein vorwärts-weisendes Gespräch mehr zwischen ihnen und damit keine Chance der gemeinsamen Bewältigung der Welt. Dann gibt es zwischen ihnen nur noch den — bei verschiedenen Inhalten — doch mit gleichen Mitteln auszutragenden Streit um die Macht in dieser Welt. Die Geschichte, nicht zuletzt des 19. Jahrhunderts, sollte uns die fatalen Konsequenzen dieses nur scheinbar sachlichen Ansatzes ausreichend klar gemacht haben.

I.

Wir kommen auf unseren Ansatz zurück und wenden uns der soziologischen Bestimmung der Gruppe zu. Auch hier — in dieser Teilüberlegung — bieten sich mehrere Ansätze.

Man könnte ausgehen von einer systematischen Überlegung, von einer Ordnung und Einordnung verschiedener uns bekannter Gruppenphänomene, gleichsam von einem Linnéschen System menschlicher Gruppen. In ihm würden Begriffe wie Volk, Nation, Klasse, Stand, Gesellschaft, Sippe, Familie, Nachbarschaft u. v. a. auftauchen und auch einem zu bestimmenden Ordnungsgesichtspunkt systematisch einander zugeordnet werden.

Man könnte aber auch von einer analytischen Überlegung ausgehen, die versucht, die verschiedenartigen typischen Beziehungen innerhalb einer herausgegriffenen Gruppe zu analysieren. Hier würden Begriffe wie Intimität, Autorität, Herrschaft, aber auch wie Mündigkeit, Selbstbestimmung, Freiheit auftauchen, und aus dem Vergleich solcher analytisch erfaßten Strukturelemente der Gruppe könnte dann der Bogen zu der oben bezeichneten systematischen Überlegung geschlagen werden.

Wir wollen hier keinen dieser beiden Wege gehen, und zwar einfach darum nicht, weil beide eine umfangreiche Vorarbeit in der Materialsammlung und Begriffsklärung erfordern, wenn sie mehr sein sollen als ein mehr oder weniger willkürliches Spiel mit begrifflichen Bausteinen, aus denen vielerlei unterschiedliche Gedankengebäude zusammengesetzt werden können.

Es scheint für unseren Zusammenhang ein dritter Weg sinnvoller zu sein — der nämlich: die Prämissen des Gruppenbegriffes zu untersuchen. Das wird uns am ehesten gelingen, wenn wir uns bemühen, den Bedingungen nachzuspüren, unter denen der Gruppenbegriff in die Soziologie eingeführt worden ist, und wenn wir den Wandlungen nachzugehen versuchen, die er mittlerweile erfahren hat. Dabei taucht nämlich — wie wir sehen werden — eine ganze Reihe höchst aufschlußreicher Gesichtspunkte auf, die den Zugang zu System und Analyse der Gruppe wie von selbst eröffnen.

Im Folgenden soll die Bedeutung und der Bedeutungswandel des Gruppenbegriffs in der Soziologie in vier — jeweils erläuterten Thesen — dargestellt werden.

1. These

Die Kategorie der Gruppe ist in die Soziologie eingeführt worden mit der deutlichen Tendenz, die Beschreibung und Deutung zwischenmenschlicher Lebensformen zu versachlichen, zu entideologisieren.

Erläuterung:

In der älteren Soziologie (etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts) spielten drei Kategorien eine hervorragende Rolle, mit denen das Wesen und die Strukturen sozialer Lebensformen erfaßt werden sollten. Es waren dies die Kategorien Gemeinschaft, Gesellschaft und Klasse. Die Vorrangigkeit dieser Kategorien traf nicht nur für die stark sozialphilosophisch orientierte deutsche Soziologie zu, sondern auch für die französische und englische. Gelegentlich wird auch mit dem Begriff der Menschheit gearbeitet, doch wird die abstrakte Allgemeinheit dieses Begriffes und daher seine Unverwendbarkeit für genauere Merkmalsbestimmungen sehr bald deutlich. Gelegentlich tauchen auch — vor allem aus dem Bereich der Volkskunde — Begriffe wie Horde und Sippe auf, die kleinräumiger und daher konkreter faßbar sind, doch bleibt die allgemeine Diskussion bei den umfassenden Strukturbegriffen stehen: bei dem Begriffspaar Gemeinschaft und Gesellschaft und dem von Marx kommenden Begriff der sozialen Klasse. Und das hatte seine Gründe.

1. Einer der drei wesentlichen Gründe für das Verweilen der älteren Soziologie bei umgreifenden Strukturbegriffen ist darin zu suchen, daß sich die Soziologie im Laufe des 19. Jahrhunderts erst sehr langsam von der Philosophie, von der Sozialphilosophie löst und im wesentlichen noch bestimmt bleibt von der philosophischen Begriffswelt.

Hier muß auf die Bedeutung Hegels für die Entstehung der Soziologie hingewiesen werden. Bei Hegel werden etwa die Begriffe Gemeinschaft und Gesellschaft abgehandelt vor dem Hintergrund eines umfassenden Versuches, den Gang der Weltgeschichte zu deuten. Die einzelnen konkreten geschichtlichen Ereignisse, insbesondere die sozialgeschichtlichen Wandlungen interessieren in diesem Versuch nicht primär.

Sie sind vielmehr nur Illustrationen für die Bewegungen des Weltgeistes, die das Eigentliche der Geschichte ausmachen. Die menschlichen Gemeinschaftsformen (Familie, Sippe) und die menschlichen Gesellschaftsformen (Handel, Verkehr, Politik), ja auch der Staat sind für Hegel nur Stadien, Entwicklungsstadien des einen geschichtsbestimmenden Prinzips, eben des Weltgeistes, der sich in die verschiedenen historischen und sozialen Epochen hinein auslegt, sie aus sich heraus erfüllt, zugleich aber auch den Keim ihrer Wandlung und Überwindung legt. Die konkreten Daten der Geschichte, die politischen Ereignisse ebenso wie die sozialen Wandlungen ergeben lediglich so etwas wie ein Bilderbuch der Geschichte, in dem sich der Weltgeist jeweils deutlich und verständlich macht. Als Daten, als konkrete Daten interessieren sie daher erst in zweiter Linie; die Konzentration auf die Beschreibung und Ordnung der Daten ist

gleichsam ein müßiges Geschäft gegenüber dem Bemühen, das Geheimnis der Bewegung des Weltgeistes als Ganzes zu begreifen und zu verstehen.

Auf diese „Hegelsche Sicht“ muß darum so ausführlich hingewiesen werden, weil sie — wie wir gleich sehen werden — das Denken des 19. Jahrhunderts sehr nachhaltig beeinflusst hat.

Als nämlich gegen Ende des 19. Jahrhunderts die erste eigentlich grundlegende Schrift der deutschen Soziologie erscheint, ist zwischen ihren Zeilen die Hegelsche Sicht auf Schritt und Tritt noch anzutreffen. Gemeint ist Ferdinand Tönnies' Buch: „Gemeinschaft und Gesellschaft“. Zwar hat Tönnies dem philosophischen Prinzip des Weltgeistes den Abschied gegeben. Was aber bleibt, ist der Versuch, mit den Kategorien Gemeinschaft und Gesellschaft den Gang und die Wandlungen der menschlichen Sozialgeschichte großräumig und umfassend zu deuten. Gemeinschaft — das ist „die vollkommene Einheit menschlicher Willen als einem ursprünglich und natürlichem Zustand“, Gesellschaft — das ist „die Konstruktion eines Kreises von Menschen, die an sich wesentlich getrennt sind, aber durch die Begegnung widerstreitender Interessen zu gewissen Gemeinsamkeiten gezwungen werden“.

„Gemeinschaft: das ist die Eintracht des mittelalterlichen Dorfes. Gesellschaft: das ist die Zwietracht der rationalen Interessen in moderner Wirtschaft und Politik, gebändigt durch die Fiktion des Rechtes, das nicht mehr gelebt, um so mehr aber gefordert wird.“

„So stehen sich mithin — um diese gesamte Ansicht zu beschließen — zwei Zeitalter in der großen Kulturentwicklung einander gegenüber: ein Zeitalter der Gesellschaft folgt einem Zeitalter der Gemeinschaft.“

Wir sehen: das letzte, alle Geschichtsepochen verbindende Prinzip des Weltgeistes entfällt hier; aber die epochale Sicht der geschichtlichen Wandlungen bleibt. Gemeinschaft und Gesellschaft bleiben epochale Kategorien; sie bleiben letztlich philosophisch bestimmt, nicht zuletzt dadurch, daß sie nicht nur beschreiben und deuten, sondern auch werten: Gemeinschaft als Eintracht der menschlichen Willen steckt in der Wertung höher, als die Gesellschaft als Zwietracht menschlicher Willen. Diese philosophisch-wertende Sicht hat sich bis in unsere Zeit hinein gehalten: noch heute gelten im unkontrollierten allgemeinen Sprachgebrauch die gesellschaftlich-konventionellen Lebensformen gegenüber den gemeinschaftlich-intimen des vermeintlichen Mittelalters als eine Dekadenzerscheinung; noch heute ist der Begriff der Gemeinschaft mit einer merkwürdigen Gloriele des Guten und Idealen umgeben, das wieder in Geltung gebracht werden müsse — eine absolut unsoziologische Sicht, ein typischer Fall des sozialen Vorurteils.

Wir halten fest: der erste wesentliche Grund für das Festhalten der älteren Soziologie an großräumigen Strukturbegriffen ist in ihrer unmittelbaren Beeinflussung durch philosophische Begriffsbildungen zu sehen. Die Philosophie ist nicht Grundlegung und Grundlagenkritik, sondern unmittelbarer Bestandteil wissenschaftlich-soziologischen Denkens.

2. Nun hat es allerdings zur gleichen Zeit zahlreiche Bemühungen gegeben, das soziale Geschehen von der philosophischen Deutung zu lösen und gleichsam aus sich selbst heraus zu erfassen. Für den Schweizer Juristen und Nationalökonom Bluntschli z. B. ist die „Gesellschaft“ keineswegs eine philosophische Kategorie. Der Begriff ist vielmehr — so sagt er — „ein Begriff des Dritten Standes“. Mit dem Begriff der Gesellschaft — der in dieser Form bis zum Ausgang des Mittelalters eigentlich unbekannt war — erobert sich das Bürgertum als aufstrebende Schicht seinen Platz neben den traditionellen Mächten der Ständeordnung und des Ständestaates; Gesellschaft als eine rechtliche Ordnung widerstreitender Gruppen — und Einzelinteressen ist nicht denkbar ohne die Forderung nach der freien Initiative in der Wirtschaft,

die mit der Entwicklung des Handels und der Industrie aufgekommen ist. Das Bürgertum wehrt sich gegen die traditionelle Form der absolutistischen Staatswirtschaft, und es tut das mit der Forderung nach der Gesellschaft, der bürgerlichen Gesellschaft, in der dem einzelnen und der Interessengruppe die freie Entfaltung eben seiner Interessen garantiert wird.

Mit dieser Deutung wird der Begriff der Gesellschaft bereits aus dem philosophischen Bereich herausgenommen. Damit entfällt weitgehend die negative Wertung, die im philosophischen Begriff der Gesellschaft enthalten ist. Statt dessen aber gerät er in das Fahrwasser der sozialpolitischen Programmatik und damit letztlich der Ideologisierung.

Es sind hier nur die Namen Marx und Engels zu nennen, um diesen Weg weiter auszuzeichnen. Marx wollte zwar den Hegel „vom Kopf wieder auf die Füße stellen“; er strich den Weltgeist aus der Geschichtsdeutung heraus — aber er blieb bei der Geschichtsdeutung, jetzt im Sinne des ideologischen Programms. Zwar ist die bürgerliche Gesellschaft für ihn eine höchst konkrete Erscheinung, die sich in den ständigen Äußerungen des Klassenkampfes darstellt. Aber diese Konkretheit ist bei näherem Zuschauen verzerrt und abstrahiert: sie wird epochal gesehen, als Vorstufe zur klassenlosen Gesellschaft, in der das geschichtliche Paradies diesseitig ausbricht. Dies wird mit aller Eindringlichkeit deutlich an der Art und Weise, wie Marx den Industriebetrieb als einen Ort des Klassenkampfes in der bürgerlichen Gesellschaft analysiert:

Im 1. Band des „Kapitals“ sagt er zum Abschluß seiner Betrachtungen über die industrielle Kooperation: „Wir hatten es nicht nötig, den Arbeiter im Verhältnis zum anderen Arbeiter darzustellen. Der Mensch und seine Arbeit auf der einen, die Natur und ihre Stoffe auf der anderen Seite genügten.“ (Hinweis auf die kommunistischen Betriebsgruppen!)

Wir halten fest: auch dort, wo das nur philosophische Prinzip der Deutung sozialer Lebensformen überwunden werden soll, bleibt die Verhaftung des soziologischen Denkens an die ideologische Programmatik.

3. Und das gilt schließlich auch von all jenen soziologischen Theorien des 19. Jahrhunderts, die sich in breitem Umfange der naturwissenschaftlichen Sprache bedienen, um ihre Wissenschaftlichkeit zu begründen. Es tauchen Begriffe wie „physique sociale“, „sozialer Organismus“ auf, ohne daß damit viel gewonnen wäre für eine Präzisierung und Konkretisierung der soziologischen Erkenntnis. Wir wollen hierauf nicht weiter eingehen, sondern nur das Stichwort „Wissenschaftsgläubigkeit“ nennen, um deutlich zu machen, daß hierin ein weiterer wesentlicher Grund dafür zu sehen ist, warum das ältere soziologische Denken weitgehend in philosophischen, ideologischen und quasi-wissenschaftlichen Kategorien verhaftet blieb.

Nach dieser, mit Vorbedacht etwas breit angelegten Schilderung sind wir nun unmittelbar am Kern der ersten These und damit auch unseres ganzen Themas:

Um die geschilderte Situation in der älteren Soziologie überwinden zu können, schien es nur einen Weg zu geben: eine Grundkategorie zu finden, die

a) möglichst unbelastet von philosophischen und ideologischen Wertungen, d. h. möglichst „objektiv“, „sachlich“ war, und die, um diese Sachlichkeit zu gewährleisten,

b) möglichst konkrete Gegenstände in den Griff bekam — die also von der Großräumigkeit sozialgeschichtlicher Prozesse weg den Blick auf kleinräumigere soziale Erscheinungen lenkte.

Dies war die Kategorie der Gruppe.

Sie war nicht schlagartig da. Sie wurde in mühevoller Kleinarbeit, vor allem an Hand ethnologischer Studien, entwickelt. Um nur einige Namen zu nennen, die für diese Wendung des

soziologischen Denkens bedeutsam geworden sind: Gumprowicz und Durkheim, Gabriel Tarde und William Sumner, aber auch Alfred Vierkandt und Georg Simmel.

Man ging sehr verschiedenartige Wege, die wir im einzelnen hier vernachlässigen können. Nur zwei wichtige Gesichtspunkte müssen für diesen Abschnitt der Entwicklung soziologischen Denkens festgehalten werden.

1. Die Kategorie der Gruppe ermöglichte das Abrücken von der kulturkritischen Spekulation und die Hinwendung zur Einzelstudie, zur eigentlichen Erforschung der sozialen Wirklichkeit.

Es wurde deutlich, daß „gemeinschaftliche“ und „gesellschaftliche“ Elemente in den verschiedensten menschlichen Gruppierungen in vielfältiger Überschneidung vorkamen, daß also Gemeinschaft und Gesellschaft keineswegs — im Sinne der älteren sozial-philosophischen Spekulation — sozial reine Substanzen waren, sondern vielmehr formale Hilfsbegriffe, mit denen manche soziale Erscheinung erklärt, keineswegs aber alles soziale Geschehen auf einen Nenner gebracht werden konnte.

Es tauchte die Unterscheidung zwischen Primär- und Sekundärgruppen auf, zwischen Gruppenbindungen also, die „von Natur“ gegeben sind (Familie) und solchen, die erst sekundär gebildet werden (am Arbeitsort etwa) — eine weitaus sachgerechtere Definition als die ursprüngliche von Gemeinschaft und Gesellschaft; es kam heraus, daß gemeinschaftliche Elemente auch in Sekundärgruppen (also am Arbeitsplatz etwa) möglich sind.

Und schließlich wurde deutlich, wie vielfältig die Wechselbeziehungen innerhalb einer jeden Gruppe sein können; daß viele Elemente (wie Sympathie, Antipathie, aber auch Macht und Herrschaft) innerhalb einer jeden möglichen Gruppe in ständigem Widerstreit liegen, daß soziale Lebensformen, Gruppen also in sich dynamisch sind und daher nicht in das relativ starre Schema der großräumigen Strukturbegriffe eingeordnet werden können.

Kurzum: die Gruppenforschung erschloß den Zugang zu einem völlig neuen Bereich der sozialen Wirklichkeit, sie legte den Weg frei zur Herausbildung neuer, wirklichkeitsadäquater und vor allem an der Wirklichkeit überprüfbarer Kategorien, und sie ermöglichte damit zugleich auch ein besseres Verständnis für die Gesamtgesellschaft, die nun von unten her, aus der Vielzahl der sie bildenden Gruppen heraus neu gedeutet werden konnte.

2. Aber mehr noch:

Die Gruppenforschung erschloß auch den Weg zur Entwicklung eines verzweigten soziologischen Methodenapparates. Solange man sich auf großräumige Entwicklungen konzentrierte, genügte die Methode der spekulativen Begriffsdiskussion. Solange die Möglichkeit nicht besteht, am überschaubaren Einzelfall einen Begriff auszulegen, kann man auch letztlich keine wissenschaftlichen Kriterien entwickeln: ein allgemeiner Begriff ist durch einen konkreten Einzelfall nur schwer korrigierbar. Erst wenn der konkrete Einzelfall überschaubar im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Bemühens steht, hat die Begriffswelt ihre Kontrollstation. Sie entsteht nun in der Soziologie in der Entwicklung der Gruppenforschung in der Gestalt jenes verästelten Methodenapparates, den wir seitdem — in nicht ganz treffender Begriffsverbindung — als den empirisch-statistischen kennen.

Es wurden die zahlreichen Beobachtungsmethoden entwickelt, die es gestatten, Wandlungen in den inneren und äußeren Beziehungen von Gruppen systematisch zu verfolgen und graphisch darzustellen:

Es werden zahlreiche, ständig verfeinerte Verfahren zur Ermittlung repräsentativer Querschnitte herausgebildet, insbesondere für die Meinungs- und Motivforschung.

Die Kunst der von Fremdfaktoren möglichst unbeeinflussten Interviews wird — wirklich zu einer Kunst, deren Beherrschung sich eigentlich in der Handhabung der Kontrollfragen mehr ausweist als in den Fragen nach der zu erhebenden Sache selbst, ja, es entwickeln sich Denkrichtungen, die von der Meßbarkeit und der Darstellbarkeit von Gruppenbeziehungen in mathematisch-quantitativen Größen sprechen: die Soziometrie, die Soziographie.

Diese ganze Entwicklung bringt die Soziologie eigentlich zum ersten Male in die Situation, sich als Wissenschaft im Sinne des traditionellen Wissenschaftsverständnisses ausweisen zu können: sie hat einen, ihr spezifisch eigenen Gegenstand, die menschliche Gruppe, und sie hat ihren besonderen, nur von ihr entwickelten und nicht entlehnten Methodenapparat.

Der Höhepunkt dieser Entwicklung liegt um das Jahr 1930 herum. In den Hawthorne-Werken der Western Electric Company in Chicago unterwirft Elton Mayo mit einem Stab von methodisch geschulten Soziologen ganze Betriebsabteilungen der systematischen Beobachtung, ja dem Experiment, um den Einfluß von Gruppenbildungen auf die Arbeitsproduktivität zu ermitteln. Nach mehrjährigem Bemühen hat er eine Fülle von Material zusammengetragen, aus dem sich u. a. zwei wesentliche Erkenntnisse ablesen lassen:

a) die formellen, durch die Arbeitsorganisation bestimmten Gruppen im Betrieb werden in ihrer inneren Struktur und ihrer Leistung entscheidend beeinflusst von den informellen Gruppenbildungen, die sich unkontrolliert und zumeist emotional durch alle formellen Abteilungen hindurch bilden,

b) die Durchleuchtung und Ermittlung derartiger Überschneidungen von formellen und informellen Gruppen ermöglicht ein gruppengestaltendes Eingreifen, durch das die Beziehungen zwischen beiden Gruppentypen so beeinflusst werden können, daß sie möglichst reibungslos ablaufen, einander nicht hemmen sondern fördern.

Dies ist der erste umfassende und systematisch erzielte Erfolg der soziologischen Gruppenforschung. Von der philosophischen Theorie und der ideologischen Programmatik ist die Soziologie in der Zuwendung zur Gruppenforschung den mühsamen Weg der methodischen und systematischen Kleinarbeit, den Weg der Wirklichkeitsbeobachtung, ja des Experiments gegangen und hat einen greifbaren Erfolg erzielt.

Dieses ist aber zugleich auch die Geburtsstunde der Human-Relations-Bewegung, d. h. der Einsicht, daß zwischenmenschliche Beziehungen direkt und indirekt auf Grund wissenschaftlich erarbeiteten Materials beeinflusst, gestaltet werden können, daß Ergebnisse soziologischer Gruppenforschung praktikabel gemacht werden können. Damit rückt die Soziologie schlagartig in die unmittelbare Nähe der Pädagogik, ohne deren Prämisse, den pädagogischen Eros, zu teilen.

Und damit sind wir bei der folgenden These angelangt.

2. These

Durch die Konzentrierung auf die Gruppenforschung ist die Soziologie in die Situation geraten, nur noch in der Kategorie der zwischenmenschlichen „Beziehungen“ zu denken; die Gruppe in bloße Beziehungen aufzulösen.

Darin aber liegen zwei Gefahren:

a) zwischenmenschliche Beziehungen benötigen zu ihrer Deutung vorrangig psychologische Kategorien, die nicht soziologisiert werden dürfen;

b) da die Soziologie bewußt auf die vorwissenschaftlichen Prämissen der Pädagogik verzichtet, muß die Anwendung ihrer Ergebnisse mit pädagogischer Zielsetzung notwendig zur Manipulation führen.

In beiden Fällen verfehlt die Soziologie ihre Aufgabe und gibt sich damit selbst auf.

Erläuterung

Mit Hilfe des Gruppenbegriffs hat sich die Soziologie gleichsam „nach oben“ abzugrenzen versucht — gegen eine philosophische oder ideologisch gefüllte Begriffswelt. In der Entfaltung des Gruppenbegriffs ist sie nun an ihre untere Grenze gestoßen; sie ist an dem Punkt angelangt, wo die Kategorie des Menschen als des unverwechselbar einzelnen beginnt — man könnte auch sagen: die Kategorie der Person. Und damit ist sie abermals vor die Frage gestellt, ihren Gegenstand zu bestimmen und ihre Methoden zu überprüfen.

Kann diese Frage wiederum mit der Kategorie der Gruppe beantwortet werden? Wohl kaum.

Zunächst muß festgehalten werden, daß die geschilderte Frage in der gegenwärtigen Soziologie noch nicht einheitlich so gestellt wird. Sie drängt jedoch zunehmend in den Vordergrund, was — wie ja überhaupt manches verspätete Auftauchen von Grundsatzfragen in der deutschen Soziologie der Gegenwart — verstanden werden muß aus dem Erfordernis heraus, zunächst den Anschluß an die ausländische Soziologie, ja an die eigene Tradition wiederzugewinnen, der 1933 abrupt unterbrochen wurde.

Aber wie auch der heutige Stand um die Diskussion des Gruppenbegriffs im einzelnen sei: feststeht, daß mit der Entfaltung der Gruppentheorie auch eine Verschiebung des soziologischen Blickfeldes stattgefunden hat, die der Korrektur bedarf.

Die Einführung des Gruppenbegriffes war eng verbunden mit dem Bedürfnis nach konkreten, abgrenzbaren und beobachtbaren Gegenständen. Gruppenforschung ist daher vornehmlich Kleingruppenforschung geblieben. Zwar sind in der Kleingruppenforschung wesentliche allgemeine Begriffe gewonnen (Rolle, Status) und wesentliche Methoden entwickelt worden. Aber die großen Gruppen (in denen wir ja auch leben!) sind darüber zu sehr an die Peripherie des soziologischen Umkreises gerückt. Es hat seit Max Weber kaum noch eine Theorie der Gesellschaft gegeben, wenn man von den Versuchen absieht, die von vornherein den empirischen Weg nicht mitgegangen sind: wie etwa die Karl Mannheims, Alfred Webers oder Eduard Heimanns. Und es ist charakteristisch, daß sich in der Gegenwart eine recht tiefe Kluft auftut zwischen den Empirikern der Gruppe und den Theoretikern der Gesellschaft in der deutschen Soziologie — und es ist weiterhin kennzeichnend, daß letztere im wesentlichen „Zugewanderte“ sind, vor allem aus der Nationalökonomie, der Philosophie und der Geschichtswissenschaft.

Nun kann allerdings nicht behauptet werden, daß die Kleingruppenforschung in einem bloßen Pragmatismus steckengeblieben wäre — wenngleich sie die pragmatistische Ausdeutung ihrer Forschungsergebnisse weitgehend geduldet, ja gefördert hat. Es hat mancherlei Versuche der theoretischen Bewältigung gegeben. Aber sie sind alle merkwürdig blaß geblieben. So baut etwa Leopold von Wiese (dessen Verdienste damit keineswegs geschmälert werden sollen) seine Beziehungslehre auf den Kategorien des „Zueinander und des Auseinander“, also letztlich auf der Kategorie des Abstands auf. Das ist sicherlich ein soziologisch sehr bedeutsamer Begriff: aber reicht er aus, um eine systematische Aufarbeitung des Materials der Gruppenforschung zu gewährleisten? Sind „Auseinander“ und „Zueinander“ nicht sehr formale Kategorien? Und verleiten derartige formale Beziehungskategorien gerade dazu, sie mit Inhalten zu füllen, die vornehmlich der Psychologie entstammen? In der Tat: seit die Psychologie die Bedeutung des Zusammenlebens für die einzelmenschliche Seele entdeckt und auf diese Ent-

deckung mit der Entwicklung der Sozialpsychologie geantwortet hat, sind die Grenzen zwischen ihr und der als Gruppenforschung verstandenen Soziologie ins Schwimmen geraten. Zwar werden sich diese Grenzen nie scharf ziehen lassen, weil die Seele des Individuums und seine Verflechtung in soziale Lebensformen faktisch nie zu trennen sind. Und doch müssen sie im Bereich der Wissenschaft immer wieder neu bestimmt werden: denn die Psychologie geht vom einzelnen aus, die Soziologie aber vom Sozialen, und von daher auf den einzelnen zu. Mit anderen Worten: wo die inneren Gruppenbeziehungen anfangen, kann die Soziologie nur noch Hilfsdienste leisten; ihr Hauptgebiet liegt dort, wo die Beziehungen zwischen den Gruppen spielen, und d. h.: wo die Rolle des Individuums zurücktritt gegenüber den Fixierungen, denen es durch das Wechselspiel der Gruppen unterworfen ist.

Noch ein Wort zum Verhältnis von Soziologie und Pädagogik, wie es sich am gleichen Problem entzündet hat. Dies sei an zwei Beispielen erläutert:

Schelskys Buch über „Die skeptische Generation“ hat in Erziehungskreisen zwei fatale Folgen gehabt:

Einerseits hat das Stichwort von der „skeptischen Generation“ bei den weniger Nachdenklichen zu einer Bestärkung des landläufigen Vorurteils geführt, die junge Generation sei unbrauchbar zum Einsatz für höhere Ziele.

Andererseits hat es bei den Nachdenklichen zu dem Schluß Anlaß gegeben, alle Erziehung müsse nun darauf aus sein, die Skepsis der Jugend zu überwinden, ihr zu begegnen mit zielbewußtem Hinführen zu den ewigen Werten des Guten, Wahren und Schönen.

Beides geht am Sinn der Schelskyschen Analysen vorbei, wenngleich Schelsky dem selbst Vorschub geleistet hat, indem er den Begriff der Skepsis nicht genügend ausgeschöpft hat. Das allein wäre noch nicht gefährlich, denn kaum ein Erzieher dürfte dieses Buch gründlich gelesen und das nicht bemerkt haben. Gefährlicher ist die Verwendungen des Begriffes „skeptisch“ im Titel: dadurch ist ein verhängnisvolles Stichwort in die erzieherische Diskussion geworfen worden, das im Handumdrehen zum Schlagwort, zum Vorurteil geworden ist, und das nun — obgleich im soziologischen Zusammenhang ganz anders gemeint — unmittelbar in pädagogisches Handeln umgesetzt wird. Hier haben Soziologie und Pädagogik einander einen schlechten Dienst erwiesen, indem sie den Weg zwischen sich unzulässig verkürzt haben — letztlich durch ein Zugeständnis Schelskys an seinen Verleger, der einen zugkräftigen und absatzträchtigen Titel wollte.

Ein weiteres Beispiel: wir sprechen von der Gruppenpflege im Industriebetrieb, wie sie sich im Anschluß an Elton Mayos Forschungen unter dem Stichwort der „Human-Relations-Bewegung“ entwickelt hat. Diese betriebliche Gruppenpflege, vermeintlich soziologisch abgestützt, ist heute weitgehend zur bloßen Manipulation im Dienste betrieblicher Zwecksetzungen entartet. Das ist kein Wunder, denn der Betrieb ist nun mal von Natur aus kein eigentlicher Erziehungsraum, in dem sich Soziologie und Pädagogik sinnvoll ergänzen könnten. Er ist vorrangig Produktionsstätte mit von daher diktierten eisernen Notwendigkeiten. Mehr noch: er ist eine offene Sozialfigur, in die zahlreiche außerbetriebliche Faktoren hineinwirken, so daß ein erzieherisches Bemühen, dem es um den Menschen geht, immer nur sekundär sein kann, weil der relativ geschlossene Erziehungsraum fehlt. Daß die Soziologie es mit dem Betrieb zu tun haben muß, liegt auf der Hand; indem sie aber vornehmlich eine Soziologie der Gruppen war, hat sie den Umgang mit der Gruppe unzulässig in den Vordergrund betrieblicher Gestaltung gerückt und damit den Weg der zweckbestimmten Gruppen-Manipulation freigelegt.

Ein genauerer Blick in das betriebliche Ausbildungs- und Fortbildungswesen bestätigt dies in gelegentlich geradezu beunruhigender Weise. Der englische Soziologe Sheppard hat neulich

mit vollem Recht darauf hingewiesen, daß es in dieser betrieblichen Gruppen-Manipulation hauptsächlich darum gehe, den Betrieb als „Gegenstand der Aggression“ im Bewußtsein des einzelnen und der formellen und informellen Gruppen „auszuschalten“. Damit aber werden unter Umständen tiefer sitzende Konflikte verdeckt: z. B. der Selbstfremdungscharakter der industriellen Arbeit als solcher, der ein echter Konflikt ist und keineswegs durch Gruppen-Manipulationen aus der Welt geschafft, allenfalls vorübergehend aus dem Blick gerückt werden kann.

Mit dieser Formulierung ist bereits angedeutet, wohin der Pendelschlag des soziologischen Denkens nun gehen muß und bereits geht. Er muß sich vom Schwerpunkt der Kleingruppenforschung wieder fortbewegen zu einer großräumigeren Sicht, in der wieder jene Zusammenhänge zwischen Gruppen stärker erscheinen, die das Ganze eines gesellschaftlichen Prozesses und einer gesellschaftlichen Struktur deutlich werden lassen. Die Tendenz des soziologischen Denkens geht heute wieder von der Kleingruppe weg. Zurück bleibt eine Fülle ausgearbeiteter Methoden und Kategorien, die noch manche fruchtbare Anwendung und manchen Ausbau erfahren werden. Aber die umfassende Mobilität, die wechselseitige Beeinflussung und Vermittlung, die das Ganze unserer gegenwärtigen Gesellschaftsstruktur zu bestimmen scheinen, lassen sich mit der kleinräumigen und ja relativ stationären Kleingruppenforschung offenbar nicht mehr fassen. Wir brauchen wieder umfangreichere Denkmodelle, wir brauchen großräumigere Analysen, wir brauchen wieder mehr Sozialkritik statt sozialer Manipulation.

Das ist die Lage. Wie stellt sich nun in ihrem Licht, angesichts dieser neuerlichen Versachlichung im Sinne der Entdeckung der eigentlichen Aufgaben, eine Soziologie der Gruppe dar?

Hierzu nun — nach den beiden bisherigen soziologiegeschichtlichen — noch eine systematische These.

II.

3. These

Man wird jedes Gruppenphänomen sehen müssen als ein prinzipiell zwiefach geschichtetes Konfliktgebilde.

Die eine Konfliktschicht ergibt sich aus folgenden Prämissen:

- a) Jede Gruppe ist bemüht um die totale Identität mit sich selber und die relative Identität des einzelnen Mitgliedes mit ihr,
- b) dieses Identitätsbemühen ist jedoch ständig konfrontiert mit der Mobilität der Interessen und der Mitgliedschaft.

Die zweite Konfliktschicht ergibt sich daraus, daß die erste um der Identität willen nie voll erkannt und bekannt, sondern verhüllt wird.

Die erste Konfliktschicht ist eine gleichsam faktische, die zweite eine ideologische. Beide sind empirisch vielfältig verschränkt.

Erläuterung:

Wir setzen voraus, daß wir unter Gruppe im allgemeinsten Sinne jede Personenmehrheit verstehen wollen, die durch eine Gemeinsamkeit — und sei sie noch so beschränkt — im Denken oder Handeln verbunden ist, sich in einer gewissen Grenze der Unbeschaulbarkeit hält und mindestens zeitweise sich auch ihres Zusammenhangs bewußt wird. Die Gemeinsamkeit kann partiell sein, sich nur auf Teilbereiche des Lebens des einzelnen beziehen. Die Überschaubarkeit

ist nicht gleichzusetzen mit voller Kenntnis aller Mitglieder untereinander: es genügt im Grenzfall, daß die Überschaubarkeit gelegentlich hergestellt werden kann oder von einigen herausgehobenen Positionen aus vorliegt, von wo sie ständig vermittelt werden kann.

Unter dieser Voraussetzung können wir ohne weiteres behaupten, daß eine Gruppe die Tendenz hat, mit sich selbst identisch, oder: sich selbst treu zu bleiben in dem, was sie ausmacht: sei es die Durchsetzung von Interessen, das Bekenntnis zu einem Wert oder die Erhaltung emotionaler Beziehungen. Diese Seite der Identitätstendenz einer Gruppe ist gleichsam ihre außenpolitische; sie gilt zunächst im Verhältnis zu anderen Gruppen. Ihnen gegenüber muß die Identität einer Gruppe möglichst kontinuierlich, möglichst total gewahrt werden (bis hin zum Fremdenhaß als Extremfall — nicht nur in primitiven Kulturen!), und um dieser äußeren Identität willen muß auch im Innenverhältnis der Gruppe ein Höchstmaß an Identität angestrebt werden. Diese innere Identität aber bleibt durchweg relativ; selbst ein Höchstmaß an innerer Identität läßt immer noch personale Reste offen, die unaufgebbbar sind. Diese unaufgebbaren personalen Reste werden mit dem Postulat der Solidarität gegenüber dem Erfordernis der äußeren Identität aufgefangen. Man wird also als einen Ordnungsgesichtspunkt für Gruppen ihrer Integration, d. h. den Grad ihrer inneren Identität annehmen können — gleich, worauf diese Identität beruht. Jede totalitäre Gesellschaft z. B. wird um einen möglichst hohen inneren Identitätsgrad der sie bildenden Gruppen bemüht sein; sie wird, um ihre eigene innere Identität zu sichern, Gruppen mit hohem Integrationsgrad ständig neu zu schaffen versuchen. Das hat in den weitaus meisten Fällen seine handfesten soziologischen Gründe: die totale Gesellschaft Chinas wird nur mit einem Höchstmaß an innerer Identität den Ansturm der Industrialisierung bewältigen können, der sie sehr spät, sehr rapide und völlig unvorbereitet trifft. Demgegenüber sind demokratische Gesellschaften durchweg unterintegriert; ihr innerer Identitätsgrad bewegt sich durchweg um jene Markierung herum, die die Grenze zur gesellschaftlichen Auflösung, zum Auseinander bezeichnet.

Diese innere und äußere Identitätstendenz der Gruppe steht nun in latentem Konflikt mit den Erwartungen, die von außen und innen an sie herangetragen werden. Nur selber erhält sich der ursprüngliche Sinn, die ursprüngliche Funktion einer Gruppe über längere Zeit, weil ihr Verhältnis nach außen ständig dem Erfordernis der Anpassung, des Sich-Arrangierens begegnet. Theoretisch ließe sich zwar denken, daß eine beschränkte Anzahl von Gruppen auf die Dauer unwandelbar bleibt im Verkehr miteinander; nahezu alle ständestaatlichen Theorien basieren auf dieser Annahme. Hier wird deutlich, daß eine Theorie der Gesellschaft nicht bei der Gruppentheorie stehenbleiben kann, denn „übergruppale“ Vorgänge z. B. in der Entfaltung der Wirtschaftskräfte bestimmen entscheidend die Gruppenstrukturen einer Gesellschaft, ohne daß sie ihrerseits auf Gruppenveränderungen zurückgeführt werden könnten. Dies gilt insbesondere für die industrialisierten Gesellschaften, in denen die hochgradige Arbeitsteilung und Arbeitszerlegung sowie die Spezialisierung der Berufs-, aber auch der Konsumstruktur eine starke Mobilität der Gruppen zwangsläufig herbeiführt. Diesem Trend können sich — um im politischen Bild zu bleiben — auch die stärker industrialisierten Oststaaten nicht entziehen. Es ist interessant zu verfolgen, wie nach der hohen inneren Identität der Sowjetgesellschaft in der Phase des industriellen Aufbaus, die nur in den dreißiger Jahren durchbrochen, sofort aber mit der Welle der Säuberungen aufgefangen wurde, nun ein gewisser Rückgang des inneren Identitätsgrades einsetzt, nachdem ein gewisser Phasenabschluß in der Industrialisierung des Landes erreicht ist.

Die mobile Gruppenstruktur der Gesellschaft führt also immer wieder von Konflikten mit der „natürlichen“ Tendenz jeder Gruppe zur äußeren Identität mit sich selbst.

Eine Frage davon ist z. B., daß der Handlungsstil der Gruppen untereinander immer ähnlicher wird; an die Stelle des Führungsanspruchs einer Gruppe tritt ihr Anspruch, überall mitzureden (jeder Verband macht heute „in sozial“!) — im Bereich der Politik wird aus dem alten Stil der politischen Führung die Kunst, mit Koalitionen zu manipulieren (Kluth).

Das gilt nun gleichermaßen für die innere Identitätstendenz der Gruppe, die ohnehin (auch im Prinzip) immer nur relativ sein kann — angesichts der Inanspruchnahme der heutigen Menschen durch tausenderlei Rollen und Bindungen an die verzweigte Gesellschaft aber völlig relativiert wird. Wohin man hört — bei den Gewerkschaften und Parteien wie bei den Jugendgruppen und Gesangsvereinen — ertönt das Klagelied von der mangelnden Bereitschaft des Menschen, sich mit einer Gruppe, der er angehört, zu identifizieren. Den Soziologen verwundert das in keiner Weise: die Gründe für diese Beobachtung liegen in der allgemeinen Relativität der einzelmenschlichen Bindung an die Gruppe und in der besonderen Relativität dieser Bindung, die sich aus der starken Fluktuation und Mobilität der industrialisierten Gesellschaft ergibt. Hier irren die Gruppenrepräsentanten, die „terribles identificateurs“, wenn sie meinen, diesem Tatbestand durch Postulate und Gruppenideologien abhelfen zu können.

Damit sind wir bei der Erörterung der zweiten Konfliktschicht angelangt. Sie ergibt sich daraus, daß der — eben ausgeführte — doppelte faktische Gruppenkonflikt (innere und äußere Identität contra Mobilität) als solcher nur selten erkannt, fast nie jedoch bekannt, sondern vielmehr verdeckt und verhüllt wird. Theodor W. Adorno hat einmal davon gesprochen, daß die komplizierten Verhüllungsvorgänge in den menschlichen Gruppen und Gesellschaften weitaus bedeutsamer und gefährlicher seien als die Kompliziertheit der Sozialstrukturen selbst. In der Tat gehört das Attribut des Ideologischen unabdingbar zu jeder menschlichen Gruppenbildung, sei es in der Gestalt von Gruppensymbolen, die die Gruppenidentität bezeugen, vor allem aber gegen alle Konflikte aufrechterhalten sollen, sei es in der Form von Weltanschauungsgebäuden, die Interessen und Ideen rechtfertigen sollen, wenn sie in Konflikt mit der Wirklichkeit geraten (so weitgehend die heutige Heimatideologie in der Haltung dem Osten gegenüber), sei es auch nur in der Form einfacher sozialer Vorurteile ohne besondere emotionale Aufladung.

Wir wollen hier kein Kolleg über die Ideologie und das soziale Vorurteil halten. Wir wollen nur — und das allerdings nachdrücklich — darauf hinweisen, daß Ideologie und Vorurteil — wenn auch nur in noch so harmloser Form — unabdingbares Attribut menschlicher Assoziierung sind, und daß Ideologie und Vorurteil ihre soziale Funktion darin finden, die Auseinandersetzung mit faktischen Konfliktlagen zu umgehen, zu verschleiern — und damit die Konfliktlage selbst zu potenzieren.

Zwei wesentliche Merkmale der Ideologie und des Vorurteils sollten in unserem Zusammenhang dabei noch festgehalten werden:

1. Jedes Vorurteil gründet in einem Teilverzicht auf Reflektion: der faktische Konflikt wird nicht durchreflektiert, nicht aufgedeckt, sondern verdeckt. Der durch den Teilverzicht auf Reflektion frei bleibende Raum füllt sich mit vagen Vorstellungen, Annäherungswerten, emotionalen Aufblähungen:

„Unkontrollierte und phantastische Vorstellungen von imaginären gesellschaftlichen Mächten, die jenseits der Berge ihr Wesen treiben, sind durchaus vereinbar mit einem handgreiflichen Selbstbewußtsein in den Aufgaben des alltäglichen Lebens.“ (Popitz)

Dieser Satz mag als einer der besten und inhaltsreichsten Aussagen aus dem Gebiet der Ideologiekritik gelten; im Umgang mit Gruppen, gleich welcher Art, muß er ständig im Auge

behalten werden. (Weltjudentum, Antikommunismus, die „Herrschaft“ der Flüchtlinge, der Meister usw.)

2. Jedes Vorurteil, einmal in die Welt gesetzt, um eine faktische Konfliktlage zu verdunkeln, neigt dazu, vorübergehend Zustände zu schaffen, die es zu bestätigen scheinen (self-fulfilling prophecy).

Wir brauchen das nicht weiter zu konkretisieren; das englische Wort spricht für sich selbst.

An diesem letzten Punkte wird besonders deutlich, wie sehr faktische und ideologische Konfliktlagen miteinander verschränkt sein können, und wie sorgfältig eine Gruppenanalyse vorgehen muß, die diesen Zusammenhang in etwa auflösen will. Zugleich wird aber auch deutlich, wie wenig angesichts dieser, von der Soziologie erhebbarer doppelten Konflikthaftigkeit jeder Gruppe unmittelbar auf pädagogische Vollzüge geschlossen werden kann.

Der soziologische Aspekt des Themas sei beschlossen mit einem Zitat Schelskys:

„Gegenüber der Denaturierung von Bildung und Erziehung zu sozialer Zweckhaftigkeit (gegenüber ihrer Instrumentalisierung und Dienstbarmachung für Gruppeninteressen) muß an den zeitlosen Kern jeder Bildungsformierung des Menschen erinnert werden: an den Selbstanspruch, an das Leiden des einzelnen an sich selbst ... Bildung und Erziehung scheinen mir erst da anzufangen, wo man keine Ansprüche mehr an andere, an die Gesellschaft (an Gruppen), sondern ganz allein an sich selbst stellt.“

III.

4. These

Wir kommen zum theologischen Aspekt der Gruppe. Nach dem bisher Gesagten scheint sich die Frage des Soziologen an den Theologen zweifach zuzuspitzen:

1. Welches ist die theologisch bedeutsame Aussage, in der die prinzipielle doppelte Konflikthaftigkeit der profanen Gruppe versöhnt werden kann?

2. Wo liegt die Grenze, an der solche Versöhnung zur Ideologie wird?

Die Beantwortung dieser beiden Fragen ist schlechtweg konstitutiv für das Verhältnis von Theologie und Soziologie zueinander. Sie ist zugleich aber konstitutiv für die Existenz der sichtbaren Kirche in dieser Welt.

Der Soziologe hat der ersten Frage nicht viel hinzuzufügen, denn er kann sie nur stellen; und ihre Erläuterung dürfte sich nach allem bisher Gesagten erübrigen.

Nur zweierlei bleibt anzumerken:

einmal, daß das versöhnende Wort den Konflikt, den es meint, auch treffen, und d. h. sehen und richtig einschätzen muß. Anders gesagt: das versöhnende Wort braucht, völlig unabhängig von seiner eigenen Geltung Sachlichkeit der profanen Analyse; und zum anderen:

daß die Sachlichkeit der profanen Analyse von der Theologie nicht instrumental gesehen werden darf. Wo man soziologisch analysiert, um besser missionieren zu können, treibt man nicht Mission, sondern kirchliche Manipulation.

Damit sind wir bei der zweiten Frage: der Frage nach der Grenze zwischen der versöhnenden Kraft des Glaubens und der profanen Ideologie. Zu dieser Frage muß der Soziologe einiges sagen, denn sie scheint gerade eine Frage an ihn zu sein.

Wir handeln hier von der Gruppe. Auf sie bezogen, wäre diese Frage so zu beantworten: Der Glaube wird zu Ideologie, wenn er den unaufhebbaren Konflikt der Gruppe nicht versöhnen, sondern aufheben, ihn profan unwirksam machen will,

— wenn das versöhnende Wort die Gruppe in ihrer Konflikthaftigkeit — und genau dort!

— nicht mehr nur treffen, sondern in sie eingehen will, qua Gruppe, wie immer sie auch aussehen mag.

Diese Antwort hat mehrere Aspekte. Zunächst könnte es so aussehen, als ob mit ihr die heilende Kraft des Glaubens geleugnet würde. Und genau das ist auch gemeint. Der soziologische Konflikt, hier am Beispiel der Gruppe geschildert, ist als solcher nicht durch den Glauben aufhebbar, denn der Glaube ist nicht sozialisierbar. Eine Konfliktsituation kann versöhnt, d. h. personaliter überwunden, aber nicht socialiter aufgehoben, vernichtet werden. Damit ist nicht Nietzsche das Wort geredet; insofern er im christlichen Glauben den Parasiten einer kultur- und sozialpessimistischen Grundhaltung ansieht, der in der Verneinung verhält, indem er die Bejahung ins Jenseits verlagert. Umgekehrt: Kulturpessimismus ist nur denkbar, wenn die versöhnende Kraft des Glaubens fehlt. Nietzsche hat die christliche Hoffnung mit der profanen Utopie verwechselt. Der Unterschied beider liegt aber genau darin, daß letztere sozialisiert werden will, die christliche Hoffnung jedoch nicht. Darum kann es keine christliche Gruppentherapie geben.

Damit ist ein weiterer Punkt angeschnitten. Gibt es eine christliche Gruppe? Gibt es spezifische Merkmale der Gruppenstruktur, an denen sich die Christlichkeit einer Gruppe bestimmen ließe? Gibt es ein spezifisch christliches Verhalten, das so (und nicht anders) christlich ist? Darauf kann es nur ein eindeutiges „Nein“ als Antwort geben. Wo der christliche Glaube als Gemeinde, als Kirche oder wo auch immer soziologisch sichtbar wird, ist er bereits vom unaufhebbaren Gruppenkonflikt gezeichnet; und wenn er in Anspruch genommen wird, diesen Konflikt zu verdecken oder seine Aufhebung zu versprechen, wird er zwangsläufig ideologisiert. Er hat die ihm eigene Unbefangenheit verloren; er ist befangen in der Konflikthaftigkeit der Profanen und damit unfähig geworden zum Dienen. Die christliche Gruppe muß sich behaupten wie jede andere, sie muß um ihre innere und äußere Identität bemüht sein und dabei manipulieren, sie muß koalieren und befehlen. Kann sie noch versöhnen?

Der Problemkreis ist umrissen. Die Soziologie der Gruppe bietet die profane Analyse und Diagnose und bringt sie der Theologie zur Kenntnis. Zugleich fragt sie nach dem Sinn dessen, was die Diagnose ergeben hat. Aber die Soziologie der Gruppe analysiert und diagnostiziert auch die Profanität der sich als christlich verstehenden Gruppe, der Kirche, der Gemeinde. Sie weist ihr nach, wo auch sie konfliktgeladen und von Ideologien bestimmt ist. Sie enthüllt die profanen Verhüllungen der christlichen Gruppe. Erst wenn das geschehen ist, kann die versöhnende Kraft des Glaubens begriffen werden — in der profanen wie in der christlichen Gruppe, die letztlich auch eine profane ist.

Wir sprachen eingangs von der unterschiedlichen Sachlichkeit der soziologischen und der theologischen Sicht. Wir sprachen davon, daß die Soziologie den Menschen in seiner sozialen Befangenheit sieht, die Theologie in seiner Unbefangenheit vor Gott. Wir können diese Bestimmung nun ergänzen:

Wenn es richtig ist — was der Soziologe behauptet —, daß die Unbefangenheit des Glaubens befangen wird, wenn sie sich sozialisiert, dann wird auch soziale Befangenheit in die Unbefangenheit des Glaubens umschlagen können. Beide Richtungen sind Prozesse, keine Zustände. Daß diese wechselseitige Bewegung nie zum Stillstand kommt, sollte der permanente und nie zu erfüllende Auftrag einer numionierenden Kirche sein.

Vielleicht ist am Beispiel der Gruppe deutlich geworden, wo die Soziologie dabei helfen kann: indem sie die Befangenheit aufweist, auch an der Kirche selbst. Sie wird nicht helfen können, wenn sie bloß Material liefern soll für eine Theologie der menschlichen Gruppen, für eine Theologie der Gesellschaft.

FÜHREN ODER MANIPULIEREN?

Aufgabe und Gefahr der Heereserziehung

Von Prof. Dr. Andreas Flitner, Tübingen

... Wenn man für den Begriff des „Führens“ die geistige („innere“) Führung einschließen will, muß man eine Mittellage eingrenzen, einen nicht sehr weiten Bereich legitimer Verwendung dieses Begriffs, aus dem man leicht diesseits oder jenseits ableiten kann. Wie groß die Gefahr solchen Ableitens ist, können wir uns kaum deutlich genug vergegenwärtigen. Im folgenden soll von zwei Formen gesprochen werden, das Problem wirklichen Führens zu umgehen — von Methoden, die in den Vereinigten Staaten und in der Sowjetunion verwendet worden sind. Damit soll keine Aussage über diese Länder an sich oder über ihre militärische Erziehung und Ausbildung im allgemeinen gemacht werden. Uns interessieren in diesem Zusammenhang nicht die Verhältnisse, wie sie hier und dort sind. Uns interessieren hier nur die Möglichkeiten, welche hier und dort auftauchen, ohne daß wir dabei abschätzen wollen und können, wieweit sie tatsächlich zu bestimmenden Einflüssen und Führungsformen wurden.

Führungsformen? Ich möchte dieses nun gerade im Gegensatz zum Begriff „Führen“ — „Manipulieren“ nennen. Es ist bezeichnend für unsere Zeit, daß wir die Beispiele an beiden Seiten finden, im Osten wie im Westen. Damit sei der Unterschied der politischen Systeme keineswegs in Frage gestellt, auch keineswegs bagatellisiert. Wenn Methoden verwendet werden, die einander ähneln, so kann das von sehr verschiedenen Voraussetzungen her geschehen; auf sehr verschiedenem historischen, politisch-praktischen, moralischen Fundament. Gerade deshalb ist es erstaunlich, daß vergleichbare Erscheinungsformen auftreten.

Solche Formen der Meinungssteuerung, der inneren Manipulation der Truppe, sind keine neue Erfindung. Ich denke nicht nur an die Versuche in der deutschen Wehrmacht seit Spätsommer 1944, durch „Schulungsveranstaltungen“ verschiedenster Art die politische Gesinnung der Truppe aufzumöbeln; ferner an die Ernennung von „Richtmännern“ im Mannschafts- und Unteroffiziersstande, die einerseits dem „NSFO“ Nachrichten übermitteln, andererseits bestimmte Parolen von ihm aufnehmen und in die Truppe bringen sollten. Dies waren ja nur stümperhafte Anfänge. Sie sind in ihrer provisorischen Form durchweg nicht wirksam geworden, wurden gewiß auch an vielen Stellen von den Beteiligten boykottiert. Ich meine darüber hinaus aber die Versuche — nicht erst in unserer Zeit —, an Unbewußtes, Triebhaftes, Mystisch-Symbolisches zu appellieren und dieses für politische und kriegerische Einstimmung zu benutzen.

Neu sind also die Versuche der Manipulation nicht, aber neu ist die Methodisierbarkeit dieser Dinge; neu der planmäßige Einsatz, die rationelle Verwendung, die wissenschaftliche Grundlage aller solcher Manipulations-Praktiken.

In der westlichen Welt haben sich solche Methoden hauptsächlich im kommerziellen Bereich entwickelt. Sie sind dort am weitesten fortgeschritten und auch wissenschaftlich am besten fundiert. Es ist der ganze Bereich des „motivational research“, der nicht nur der genauen Erforschung der Käuferwünsche und der Fundamentierung dieser Wünsche im Unterbewußten dient, sondern sich durchaus auch darauf verlegt, dieses Unterbewußte zu verändern und zu manipulieren. Der Mensch soll damit zum Konsumenten gemacht werden, er soll in eine Abhängigkeit von diesem oder jenem Artikel gebracht werden, die bis in seine innersten Tiefen reicht. Versucht und stückweise erreicht wird hier also nicht weniger als eine Veränderung des Menschen im Interesse des Absatzes. Bedürfnisse müssen geweckt, Kaufwünsche müssen

tief verankert werden. Die Tugenden des puritanischen Altamerika, zu denen auch die Sparsamkeit, Gleichmäßigkeit, Strenge gehörten, müssen erweicht werden, damit der Mensch seine Konsumentenpflicht erfüllt. Sogar eine ethische Rechtfertigung hat man sich für diese Methoden ausgedacht: Sie fördern den Konsum — der Konsum stimuliert die Wirtschaft — die Wirtschaftslage verbessert die Lebenslage der Allgemeinheit. Der Mensch scheint geradezu verpflichtet, in seiner wachsenden Freizeit wachsend zu konsumieren, d. h. zur Stimulation der Wirtschaft, die ihm diese Freizeit ermöglicht, beizutragen. Den Pädagogen interessiert besonders daran die Verführung der Kinderseelen. Das Kind wird von diesen Seelentechnikern als „Verbraucher-Rekrut“ bezeichnet. Es erscheint mit seiner Flexibilität, mit seiner sensuellen Beeinflussbarkeit, seinem tiefhaftenden Gedächtnis als das dankbarste Objekt wirksamer Tiefenwerbung. Ganz abgesehen davon, daß man es noch dazu benutzen kann, die eingeprägte Werbung weiterzutragen und als lebendige Schallplatte zu fungieren. Werbeslogans neben Rundfunkschlagern machen in Amerika den überwiegenden Teil des Liederschatzes der Kinder aus. Und auch in Deutschland zeigen Untersuchungen über Großstadtkinder, daß der überlieferte Schatz von Kinderliedern so gut wie erloschen und an seine Stelle zu 80 bis 90% ein durch Rundfunk und Werbung bestimmtes Liederrepertoire getreten ist.

Aber auch in die Politik, das ist bekannt, ziehen diese Methoden ein. Es geht in einer Wahlkampagne oft nicht mehr um die Information des Bürgers über die verschiedenen Meinungen, ja um den Versuch, diese politischen Meinungen zu bilden. Es geht um die Manipulation von Geschmacksrichtungen, Vaterbildern, unbewußten Sekuritätsbedürfnis usw. In großem Stil sind solche Verfahren zuerst bei den Präsidentenwahlen in den Vereinigten Staaten im Jahre 1952 angewandt worden. Inzwischen hat sich diese Technik wesentlich weiterentwickelt und wird von beiden Parteien benutzt. Wir stellen zu unserem großen Bedauern fest, daß auch in Deutschland ein erster Anfang mit solchen Praktiken im politischen Bereich gemacht wird.

Diese Verfahrensmöglichkeiten sind einem weiteren Kreise erst bekannt geworden durch die Übersetzung der beiden amerikanischen Bücher: David Riesmann, „Die einsame Masse“, und Vance Packard, „Die geheimen Verführer“. Das letztgenannte Buch schildert in alarmierender Weise, etwas journalistisch, aber auf eindeutige und umfangreiche Materialien gestützt, die besagten Methoden der Manipulation; es legt sie dar aus der Fachzeitschriftenliteratur, in der die Manipulatoren sich ihre Methoden und Erfolge mitteilen. (Bezeichnend ist, daß die deutsche Ausgabe, die in einem bekannten Industrieverlag erschienen ist, in ihrem Nachwort versucht, den Alarmschrei zu dämpfen, ja zu ersticken.) Das zuerst genannte Buch von Riesman entwickelt eine geschichtsphilosophische These, die auf den ersten Blick besticht und geeignet scheint, das gute Gewissen zu diesem Verfahren zu stärken. Drei große Epochen glaubt der Verfasser unterscheiden zu müssen:

Das Zeitalter der Konvention, in dem der Mensch von der Sitte, Überlieferung, von Brauch und sozialen Normen geleitet wird —

das Zeitalter der Innerlichkeit, in dem er versucht, aus seinem persönlichen Gewissen zu leben und seine Mitmenschen ebenfalls zu Entscheidungen aus dem Gewissen zu führen —

das Zeitalter der Außensteuerung, in dem die Mächte der Massenbeeinflussung es ihm abnehmen, seine Lebensform (die die Sitte ihm nicht mehr bestimmt und die selber zu bestimmen er nicht die Kraft hat) zu finden, anzuraten oder vorzuschreiben.

Die Last der fortwährenden persönlichen Gewissensentscheidung und selbständigen Lebensführung kann der moderne Mensch, von der Konvention alleingelassen, nicht auf die Dauer tragen. Er flüchtet sich in die vorgezeichneten Haltungen der Gruppe oder des Kollektivs. Er

bedarf der Steuerungen, weil er das Selbstsein nicht will und nicht ertragen kann. Die „hidden persuaders“ sind ihm lieb geworden, denn sie entlasten ihn. So jedenfalls die Folgerungen, die sich aus der These von Riesmann ergeben und die in Deutschland von einem gelehrigen Soziologismus aufgenommen und angewandt werden.

Ich muß einfügen, ich pflichte dieser Meinung nicht bei; ich halte sie im Grunde für eine Geschichtskonstruktion. Einmal ist das moderne „Selbstsein“ nie als ein Zeitalter der Innerlichkeit und des Gewissens dagewesen, sondern nur angebrochen als Möglichkeit und Aufgabe, die immer weitere Sozialschichten erreicht und die als Anspruch einfach nicht wegzudenken ist aus dem Menschsein im Westen. Freilich damit, daß dieser Anspruch viel größere Mengen erreicht hat, sind sehr viele Menschen in das Problem des persönlichen Lebens hinein verwickelt worden und sehen sich nun hilfesuchend nach einer Entlastung von dieser sie überfordernden Aufgabe um. Es ist also ein generelles Phänomen der Moderne dadurch, daß es sich in andere Sozialschichten ausgebreitet hat, verschoben und auf neue Weise akut geworden. Zum anderen aber: Die lenkenden Mächte des Konsums, der Massenunterhaltung, der politischen Steuerung geben genau nicht das, was der Alleingelassene eventuell sucht, nämlich Verhaltenssicherheit. Es gibt ja keine gemeinsame Moral der Filme und Journale, es sind die entgegengesetztesten Ideen, Schemata und Parteien, die sich vergleichbarer Mittel bedienen. Die Mittel selbst können ihrem Wesen nach keine Verhaltenssicherheit liefern, weil sie keine eigenständige Moral haben, sondern für jeden Zweck, jede Richtung, jede Aussage einsetzbar sind.

Den Fachleuten unter Ihnen wird bekannt sein, daß auch die „moral division“ der amerikanischen Truppen, die für die politische Standfestigkeit der Soldaten verantwortlich war, sich grundsätzlich ähnlicher Verfahren bedient hat, wenngleich die Motivforschung während des letzten Krieges noch wesentlich weiter zurück war als heute. Periodische Untersuchungen des Standes der politisch-militärischen Moral der Soldaten wurden angestellt, diese Moral durch „propagandistische Intoxikation“ (Schelsky) in regelmäßigen Abständen aufgefrischt, stark in Analogie zu Methoden, die die amerikanische Betriebssoziologie und die „management and moral“-Unternehmungen entwickelt hatten. Es liegen der Öffentlichkeit Untersuchungen vor, die den damaligen Stand der Dinge, die angestellten Experimente, die unausprobierten Methoden beschreiben. So ist etwa versucht worden, mit Massenkommunikationsmitteln auf Menschen verschiedener Vorbildung einzuwirken und den Grad der Einwirkung zu messen; die Beeinflussung durch Tendenzfilme zu kontrollieren und zu vergleichen mit der Wirkung von Filmen, die beide Seiten des Problems zeigen; Messungen über die zeitliche Dauer der Filmwirkung vorzunehmen; die Dosierung der politischen Beigaben in Filmen durchzuexperimentieren; Versuche mit „audience-participation“ zu unternehmen, d. h. die Hörerschaft bzw. das Zuschauerpublikum durch Sprechantworten, durch Chöre, durch Mitsingen zu aktivieren usw. Weiter wurde überhaupt die Stimmung und die Beeinflußbarkeit der Truppe experimentell untersucht, die Wandelbarkeit des Verhältnisses zu Vorgesetzten, zum Kriegsziel, zur Sozialstruktur, zu den Dienstaufgaben, die Eingliederung von Negersoldaten in die übrige Truppe und anderes mehr. Bezeichnend ist, wie in einem der Werke, das sich allerdings mit der psychologischen Kriegführung nach außen, der offiziellen Auslandspropaganda, beschäftigt und nicht mit der Beeinflussung nach innen und innerhalb der eigenen Truppe — bezeichnend ist für das Verständnis dieser Arbeit die Weise, wie die Frage nach dem Unterschied von Erziehung und Führung auf der einen, Propaganda und Beeinflussen der öffentlichen Meinung auf der anderen Seite beantwortet wird. Sind Erziehung und planmäßige Beeinflussung etwas grundsätzlich Verschiedenes? — So wird dort gefragt. Nein: denn in jeder Erziehung und Belehrung sind bewußt wertsetzende Akte im Spiel, alle Maßnahmen solcher Art enthalten „Beeinflussung“.

Es gibt eine legitime Beeinflussung, nämlich diejenige, die in Übereinstimmung mit der öffentlichen Moral steht, mit den Normen, die in dieser Zeit und Gesellschaft gelten. Erziehung und Propaganda sind legitimiert, wenn sie die in der Gesellschaft geltenden Maßstäbe von gut und böse, wahr und falsch, frei und unfrei sich zu eigen machen und unterstützen. Es ergibt sich also eine illegitime Form nur dann, wenn alle Handhabung (Erziehung, Propaganda, Manipulation) in den Dienst gesellschaftsfeindlicher Tendenzen gestellt wird. Wird aber die richtige Sache vertreten — so folgert diese Arbeit (Leonhard W. Doob, „Public opinion and propaganda“, N. Y. 1959) —, dann ist der Übergang von erzieherischen oder führenden Maßnahmen zu beeinflussenden oder propagandistisch manipulierenden weder genau feststellbar noch sehr wichtig. — Dieses scheint mir genau die falsche, gefährliche Meinung zu sein, deren Widerlegung dieser Vortrag im wesentlichen gilt.

Schauen wir auf entsprechende Maßnahmen im Osten, so müssen wir uns zunächst vergegenwärtigen, daß unsere Materialien von dort ganz anderer Natur sind, daß etwa die Mittel der Meinungsforschung und soziologischen Direktuntersuchung nicht zur Verfügung stehen, daß auch die Methoden der Beeinflussung nicht in Fachzeitschriften offen dargelegt werden, sondern daß wir uns nur auf Grund einer Analyse der transportablen Quellen und Berichte, der Anweisungen an die Mitarbeiter und natürlich der Radiosendungen und der greifbaren Filme ein Bild verschaffen können. Der Hauptunterschied zu den westlichen Dingen scheint dabei der zu sein, daß man in der westlichen Welt im Studium und in der Benutzung der Massenmedien gegenwärtig das Hauptmittel solcher Beeinflussung sieht, dabei die anderen Möglichkeiten aus dem Auge verliert, während man in der UdSSR das Hauptgewicht legt auf den täglichen persönlichen Kontakt zwischen den Massen und den Vertretern der Partei. Die persönlich-mündliche Agitation ist das Hauptinstrument dieser Tätigkeit, der bolschewistische Agitator die Schlüsselfigur. Die Stärke dieser Art der Agitation liegt in dem täglichen und intimen Kontakt mit kleinen Gruppen, deren Probleme der Agitator kennt. Er kann auf diese Weise die Doktrin auf die persönliche Lage der Angehörigen dieses Kreises anwenden und konkretisieren. Er kann über die Wünsche, über den Erfolg, über Notwendigkeiten, die er unter diesen Leuten erfährt, an die oberen Instanzen berichten. Er kann verhindern, daß der Staat in ferner, abstrakter Höhe bleibt, wie es im Westen eine ständige Gefahr ist; er kann auf wirksame Weise die Forderung Lenins verwirklichen, daß die Partei „nahe bei den Massen“ bleiben müsse, nämlich im persönlichen Kontakt und persönlicher Information, durch Beispiel und sichtbare Überzeugung, dem einzelnen Arbeiter oder Soldaten ständig vor Augen stehe.

In dieser größeren Nähe zum einzelnen Menschen liegt sowohl die größere Legitimität als auch die Möglichkeit größerer Versündigung. Größere Legitimität: Wenn der Agitator wirklich ein überzeugender Doktrinär ist, wenn er zudem wirklich teilnimmt an den Problemen und an dem Schicksal derer, die er überzeugen soll, so ist es schwer, ihm das Recht seiner Tätigkeit abzusprechen. Größere Versündigung: Wenn er die Nähe dieser Menschen nur instrumental benutzt, an ihrem Schicksal nur teilnimmt, um sie desto wirksamer zu beeinflussen, ist sein Vorgehen natürlich fataler als etwa die Verwendung von unpersönlichen Mitteln.

Wir brauchen uns die verschiedenen Etappen der Auffassung vom idealen Agitator in der Sowjetunion nicht zu vergegenwärtigen. Es ist selbstverständlich, daß in der Anfangszeit, in der noch wenig geschulte Leute zur Verfügung standen und die Partei noch wenig verwurzelt war, zunächst mit anderen Mitteln vorgegangen werden mußte. Es empfahl sich sodann, sich zunächst einmal an die Leute zu halten, die durch ihre Stellung unter der Arbeiterschaft und innerhalb der Truppe, d. h. durch mustergültige Leistungen und persönliches Ansehen, hervorragten. Schließlich aber hielt man sich auch an die Ingenieure, Technologen, Vorarbeiter, Meister und dienstlichen Vorgesetzten und spannte sie ebenfalls systematisch für die Agitatorentätigkeit

ein. Auf diese Weise entstanden zwei Typen von Agitatoren: derjenige, der die Situation des Arbeiters aus eigener Teilnahme kennt, der ihm darum auch in ganz bestimmten Dingen, in seinen persönlichen Familien- und Arbeitsschicksalen helfen kann, der also durch seine Abstandslosigkeit wirkt; und der Vorgesetzte, der durch seine Dienststellung und seine Autorität in Betrieb und Truppe auch seine politisch-agitatorische Tätigkeit stützen kann, für den also der Abstand gegenüber den Arbeitern und Mannschaften zur Ausrüstung gehört.

Selbstverständlich werden auch im Osten die üblichen Mittel der Massenkommunikation verwendet. Über die Mittel der Presse, des Rundfunks, die Rolle des Films usw. liegen uns ausführliche Analysen vor. Mir kam es darauf an, diesen besonderen Zug, die Stellung des persönlichen Agitators, herauszuheben. Es ist mir kein Zweifel, daß dieses tatsächlich — selbstverständlich in Verbindung mit den anderen — das eigentlich wirksame Mittel ist. Der Mensch unserer Zeit ist durstig nach Konkretem, nach greif-, hör- und sichtbaren Einflüssen. Während sich die Welt immer mehr entanschaulicht, entpersönlicht, entwortet, steigt das Verlangen, die Dinge und Menschen nicht in Abbildungen, sondern wirklich zu hören, zu sehen und greifen zu können. Die Stärke und Dichte der sowjetischen Propaganda, deren Ausmaß ich nicht beurteilen kann, wird abhängen von der Anzahl der Agitatoren, die tatsächlich zur Sache stehen. Und das gilt generell, auch für unsere Situation: daß im Grunde die politische Erziehung und geistig-politische Führung so weit anschlägt, als sie tatsächlich von Menschen vertreten wird, die sich für sie einsetzen. Die glaubwürdige Repräsentanz ist in diesen Fragen von unabmeßbarer Bedeutung.

Könnte man absehen von der mangelnden Wahrhaftigkeit, dem ideologischen Hintergrund, der kollektivistischen Doktrin, so müßte man — rein methodisch — von einer Überlegenheit des agitatorischen über das rein auf die Massenmedien abgestellte System sprechen. Es ist fast paradox:

Das kollektivistische System bedient sich der persönlichen Agitationsmethoden;

der personal bestimmte Westen ist, gegenwärtig jedenfalls fasziniert von den Möglichkeiten kollektiver Beeinflussung. (Oder traut er sich nicht zu, die persönlichen Repräsentanten für seine Prinzipien zu finden?)

Auch inhaltlich sollten wir die persuasiven Mittel der östlichen Menschenlenkung, politischen Ausrichtung und Heeresorientierung nicht unterschätzen. Auf die Neigung des Menschen unserer Zeit, sich von persönlicher Lebensführung und Entscheidung zu entlasten, haben wir schon hingewiesen. Der Kollektivdruck hat im Osten die Form eines Sozial-Idealismus, der auf die jungen Menschen stark wirken kann. Die Erziehungslehre und die persönlichen Erziehungserfolge des sowjetischen Pädagogen Makarenko sind ein Beispiel dafür, wie sich selbst bei sozial wenig ansprechbaren oder gefährdeten Jugendlichen ein Werterlebnis des „Kollektivs“ aufbauen läßt, wie Mannschaft, Sportgemeinschaft, Arbeitsgemeinschaft, Jugendgruppe, ja gemeinsame Strafaktionen usw. dem der Jugendpsychologie bekannten Wunsche nach sozialen Erlebnissen entgegenkommen. Wir müssen das wissen und versuchen, rechte Teil-Erlebnisse an die Stelle solch falschen Teil-Seins der kollektivistischen Erziehung zu setzen.

Ein wichtiges Moment der Beeinflussung, das auch schon von Makarenko gehandhabt und von der Propaganda und Agitation aufgenommen worden ist, ist die Ausnutzung und Lenkung von Aggressionen. Auch das nationalsozialistische Regime hatte ja bewußt davon Gebrauch gemacht. Die Judenpolitik und öffentliche Judenhetze sind ja keineswegs aus dem persönlichen Haß Hitlers ausreichend zu erklären. Die psychologische Analyse jeder Nummer des „Stürmer“ würde zeigen, wie planmäßig hier Kenntnisse der Tiefenpsychologie und Aggressions-

symbole verwendet und Abreaktion und Unzufriedenheit gelenkt und kanalisiert worden sind. Der Kommunismus lehnt, ebenso wie der Nationalsozialismus, doktrinär die Tiefenpsychologie und ihre Erkenntnisse ab, beide Richtungen tragen jedoch keine Bedenken, sie trotzdem planmäßig zu gebrauchen und für ihre Lenkungsabsichten einzusetzen.

Es ist bekannt, daß darüber hinaus auch geradezu physiologische Methoden der Massenföhrung ausprobiert und verwendet werden. I. P. Pawlows Lehre von den sogenannten „bedingten Reflexen“ wird eingesetzt, um Abrichtungs-Effekte zu erzielen. Der Mensch soll dabei auf Schlagworte, auf Formeln, auf optische Signale und auf Symbole reagieren wie ein dressiertes Tier, und diese Reaktionen sollen stärker werden als die eigene Welterfahrung und der Wille des Menschen, auf diese Erfahrungen einzugehen.

Es kommt — ich wiederhole es — beim Aufzeigen dieser Methoden nicht auf das Ausmaß ihrer tatsächlichen Verwendung an, sondern auf die darin zutage tretenden Möglichkeiten. Es kommt darauf an, die Versuchung bei Namen zu nennen, die in solchen Weisen der Massenmanipulation auch für uns sich auftut. Wir wissen, daß sie in grundsätzlich gleicher Art, wenn auch auf ganz anderem Hintergrund, sowohl in der Wirtschaft wie in der politischen Werbung und Wahlvorbereitung, bereits ihren Einzug gehalten haben. Er scheint mir eine Grundsatzentscheidung zu sein, ob die Bundeswehr zusammen mit den übrigen erzieherischen Mächten und Instanzen den Mut hat, hier Gegenwehr zu ergreifen; oder ob sie den bequemeren Weg der Ableitung dieser Mittel auf ihre eigene Mühle gehen will.

Die Äußerungen des Herrn Verteidigungsministers bei der Rückkehr von seinem letzten Besuch in den Vereinigten Staaten, daß die Bundeswehr sich die amerikanischen Methoden psychologischer Kriegsföhrung zu eigen machen solle, hat die Lehrer und Erwachsenenbildner aufs höchste alarmiert, und zwar gerade die, welche mit dem Problem der politischen Erziehung befaßt, die also in besonderem Maße auch für die Erziehungsarbeit der Truppe aufgeschlossen sind. Unter dem Wort „psychologische Kriegsföhrung“ kann wohl nur zweierlei verstanden werden: Einmal die Einsetzung propagandistischer Mittel im Kriege — darüber ist hier nicht zu reden —; zum anderen die nach innen gerichtete psychologische Beeinflussung der eigenen Truppe als Abwehr gegen fremde Beeinflussung, gegen propagandistische Unterwanderung durch den Feind. Es gibt für eine solche Abwehr fremder Beeinflussung, für eine Stärkung gegen psychologisch orientierte Manipulationsversuche von Feindseite nur eine legitime Form: nämlich den Aufbau eines kritischen Geistes gegen Manipulationen überhaupt. Wir können und dürfen gegen Meinungsgifte von außen die Truppe nicht mit eigenem, stärkerem Gift versehen. Nur die Immunisierung, die Aufklärung (sit venia verbo!), das Kritisch-Machen gegen Beeinflussung überhaupt ist ein für uns legitimer Weg. Man mag dagegen den Vorwurf des Utopismus erheben: Die Menschen seien nun einmal nicht willig zu Kritik, sondern vielmehr geneigt, sich Beeinflussung und Agitation zu öffnen; wer da bestehen wolle, müsse sich eben solcher Mittel bedienen. Nun, dann ist vielleicht die ganze westliche Konzeption eine Utopie. Wer dies denkt, mag sie von vornherein aufgeben. Die anderen, die sie für lebensfähig halten, haben die Pflicht, soviel junge Menschen wie möglich zur Anerkennung dessen hinzuföhren und freizusetzen, für das die Verteidigung sich lohnt. Dazu sind in der Bildung der jungen Menschen und auch in der geistigen Föhrung der Truppe die Grundlagen noch kaum geschaffen. Dazu fehlt uns auch das Potential mitwirkender Öffentlichkeit, wie es etwa die Schweiz hat, es fehlt uns die demokratische Tradition, wie sie etwa die Vereinigten Staaten als großes Kräfte-reservoir haben.

Dieses ist die schwere Aufgabe der eigentlichen „Föhrung“. Wenn wir sie nicht lösen, wird uns eine Armee nichts nützen. Wenn wir sie auf dem leichten Wege des Manipulierens zu lösen versuchen, geben wir genau das preis, woraus wir das Recht ableiten, eine Armee zu haben.

Lassen Sie es mich noch einmal pointiert sagen: In der Art und Weise, wie die geistige Führung der Truppe gewählt und bewältigt wird, steht genau das auf dem Spiel, was diese Truppe verteidigen soll: Die personale Freiheit des Westens.

MITTEILUNGEN

1. Im vorliegenden Heft der „Anstöße“ werden einige Referate abgedruckt, die auf einer Offizierstagung in der Ev. Akademie Hofgeismar gehalten worden sind, weil sie in ihrer Bedeutung weit über den Rahmen einer Fachtagung für die Bundeswehr hinausgehen und von allgemeinem Interesse für alle diejenigen sind, die in einer pädagogischen Arbeit stehen.

2. Im Rahmen des neuen Semesterplanes darf auf die Tagung „Verteidigung ohne Waffe“ (zum Problem der Kriegsdienstverweigerung), die vom 12. bis 14. 2. 1960 stattfinden soll, besonders aufmerksam gemacht werden. Die Akademie Hofgeismar setzt damit das bereits 1955 mit der Tagung, die unter dem Thema „Der Friede“ stattfand, begonnene Gespräch mit den Kriegsdienstverweigerern fort.

3. Dr. Klaus Schaller, der seit längerer Zeit als nebenamtlicher Studienleiter in der Ev. Akademie Hofgeismar tätig ist, wurde jetzt als Professor an die Pädagogische Akademie Bonn berufen.

Die „Anstöße“, herausgegeben von der Evangelischen Akademie Hofgeismar, erscheinen alle zwei Monate. Ein Jahrgang — sechs Hefte und eine Einbanddecke — kostet DM 12.—. Bestellungen, gültig für den ganzen laufenden Jahrgang (Januar bis Dezember) werden erbeten an das Sekretariat der Evangelischen Akademie, (16) Hofgeismar; Zahlungen auf das Postscheckkonto der Evangelischen Akademie Hofgeismar, PSA Frankfurt/M., Nr. 688 06 oder Spargiro Nr. 5973 der Kreissparkasse Hofgeismar.